

ALASKA - MEXIKO

Endlich unterwegs!

1. Woche, 16. - 21. Mai 2006

So, nun bin ich also unterwegs. Nach langem Suchen im Atlas und Informationen sammeln im Internet habe ich mir meine Route entworfen und dabei allerlei Pläne geschmiedet und wieder verworfen. Am Velo wurde eine Generalinspektion durchgeführt und die verschlissenen Teile ersetzt. In Bern wurde auf der Deutschen Botschaft ein biometrischer Pass beantragt, um vereinfacht in die USA einreisen zu können.

....und dann kam er endlich, der Tag X..... es stellte sich eine bedrückende Leere bei mir ein. Keine rechte Freude über das was mich erwartet und keine Trauer was ich hinter mir lasse. Von nun an war ich auf mich alleine angewiesen, was auch nicht zu überschwänglichen Gefühlsausbrüchen führte. Soviel ist sicher: Der amerikanische Kontinent ist mächtig gross. Hier ein Beispiel: wenn ich in meinem Taschenkalender die Weltkarte aufschlage, das Lineal zwischen Anchorage und der Baja California ansetze, messe ich 9,2 cm. Das mag jetzt nicht allzu dramatisch überkommen, aber wenn ich auf der selben Karte ab Zürich Richtung Süden diese 9,2cm ansetze, lande ich im Grenzgebiet zwischen Botswana und Südafrika. Oha, wie hört sich das an? Was wird auf der langen Reise alles auf mich zukommen?

Bei der Zwischenlandung in Minneapolis konnte ich, Böses ahnend, meine demolierte Velobox in Empfang nehmen und sie notdürftig zusammenkleben. Nach dem erneuten Einchecken ging es weiter nach Anchorage, das ich müde gegen 23 Uhr erreichte. Bevor ich mich in der Flughalle auf einer Bank zum schlafen niederlegte, wurde das Fahrrad zusammen montiert und die verbogenen Teile in ihre ursprüngliche Lage gebracht.

Der "Jetlag" zog mich in seinen Bann und nach öfterem Wenden auf der harten Bank (ich kam mir schon vor wie ein Hühnchen am Spiess) kreisten meine Gedanken über Alaska.

Hier einige wissenswerte Details über das Land Alaska. Am 18. Oktober 1867 kaufte die USA Alaska von den Russen für schlappe 7,2 Mio. US\$. 1959 fand die Konstituierung als 49. Bundesstaat statt. Heute leben ca. 640'000 Menschen hier (auf einer Fläche fast fünfmal so gross wie die Bundesrepublik), über die Hälfte davon in den drei grössten Städten Anchorage, Juneau und Fairbanks. Der Rest verliert sich in einer beispiellosen Wildnis, zwischen mächtigen Gebirgsformationen und gewaltigen Gletschern, arktischer Tundra und endlosen Wäldern. Ein grosses, wildes, menschenleeres Land also. Und ein Satz noch zum Wetter. Die höchste jemals gemessene Temperatur beträgt anständige 36 C (am Polarkreis!!) die niedrigste minus 62 C...! Eine recht abgelegene raue Ecke unseres Planeten erwartete mich also, eine intakte Urlandschaft, die reale Kulisse aus meiner Jack London Zeit.

Um 6 Uhr dämmerte es und so fuhr ich nach der unruhigen Nacht in die City von Anchorage. Gäbe es eine Welthauptstadt der Raubeinigkeit, Anchorage - grösste Stadt Alaskas - stünde auf der Liste der Anwärter an ziemlich aussichtsreicher Position. Hier wird grimmiges Auftreten als heilige Tugend gepflegt, die geschätzte Servicefreundlichkeit ist in langen Wintern hier oben irgendwann elendig eingefroren.

Nach dem Befragen grimmig dreinblickender Frühaufsteher erreichte ich schliesslich doch noch den Supermarkt. Im dazugehörenden Kaffee wurde eine „Cinnamonrolle“ und ein grosser Kaffee an der Theke bestellt. Das Indianermädchen hinter dem Tresen mit verkaufsförderndem dunklerem Teint meinte es gut, wollte einen Deckel auf den Becher pressen. „Nicht nötig“ sagte ich ihr. „ich werde ihn gleich trinken“. Worauf ihr Lächeln gefror und sie mit todernster Miene und strengem Ton aufklärte: das müsse sie tun, denn der Kaffee sei heiss, ich könne ihn verschütten, könnte mich verbrühen und das Kaffee verklagen.... Welcome to America!

Nachdem die Kommunikationsmöglichkeiten, wie Prepaycard, SMS und Internet auf dem Handy versagten, machte ich mich am 17. Mai ziemlich gefrustet auf den Weg in Richtung Fairbanks (HWY 3). Nach den ersten 87km bei starkem Verkehr, der Jetlag lag mir in den Knochen, zeltete ich das erste mal wieder im Grünen.

Das erste Highlight überraschte mich am Freitag, den 19. Mai. Ich fuhr nichts ahnend eine lang gestreckte Senke hinab und sah nach einer Kurve, das Blut stockte für einen Moment in meinen Adern, vor mir den "Denali" (Mt. McKinley), was in der Indianersprache "der Grosse" heisst. Das grösste auf der Erde, mit mehr als 6000m sichtbarer Höhe, gigantische Bergmassiv lag vor mir, Wauuu..., und das bei herrlichem Sonnenschein. Ich war von dem Anblick so überwältigt, dass ich die Freudentränen nur mit Mühe unterdrücken konnte.

Am Samstag Nachmittag bog ich rechts in den "Denali Highway (HWY8)" ein und musste nach kurzer Fahrt mit einer schlechten Schotterpiste vorlieb nehmen.

Die Strasse war nach einem langen, harten Winter am 15. Mai wieder geöffnet und für den Verkehr frei gegeben worden. In der wundersamen Landschaft begegneten mir auf einer Strecke von 220km nur 4 Fahrzeuge. Elche, Rentiere, Füchse, Schneehühner und ein Weisskopfseeadler, der über mir seine Kreise zog, liessen mich den schlechten Zustand der Strasse vergessen. Herrliche landschaftliche Eindrücke überbrückten die "beklemmende Einsamkeit pur".

In der ersten Woche (5 Tage) fuhr ich 498km.

Beängstigende Einsamkeit

2. Woche, 22. - 28. Mai 2006

Eisiger Nordwind blies mir wie am Sonntag auch am Montag ins Gesicht und der Denali-Highway wollte kein Ende nehmen. In der Nacht auf Montag, ich hatte zwei Quadratmeter geraden Boden in der schneebedeckten Wildnis gefunden, hörte ich Wölfe heulen, deren Ton durch Mark und Bein gingen.

Mein Trinkwasser war über Nacht in der Flasche eingefroren. Ich fühlte mich in dieser bedrückenden Einsamkeit ziemlich verloren und allein, denn ich wusste, dass 100km vor mir und hinter mir wahrscheinlich keine Menschenseele zu finden war. Also kein Bein brechen und nicht krank werden war hier die Devise.

Ich hatte die höchste Erhebung des Denali-Highways erreicht.

Der eiskalte Nordwind frischte am Dienstag noch einmal mit einer Stärke zwischen 4 und 5 richtig auf und am frühen Nachmittag war das Ende des Denali-Highways erreicht.

Bei Paxson entschloss ich mich, von der Kälte beflügelt, nach Süden auszuweichen, um den HWY1 bei Gakona zu erreichen.

In einer Talsenke herrschten wieder normale Temperaturbedingungen und ich beschloss, bei munterem Vogelgezwitscher meine Wäsche in einem kleinen See zu waschen.

In Richtung Tok fahrend, fragten mich zwei Indianer nach dem Weg zu der „grossen Stadt Chocopatscho“, was für den Leser sicher für ungewöhnlich erscheint. Die Jungs in ihrem Rostvehikel sahen aber meine Strassenkarte in der Lenkertasche und hatten somit richtig kombiniert, denn ich konnte ihnen genau erklären wo es lang geht.

Nach einer Stunde radeln erreichte auch ich das „Dörfchen“ und fragte einen Einwohner nach dem Weg zum Lebensmittelgeschäft. Nachdem er mir die nötige Auskunft gegeben hatte, fragte er mich, woher ich den komme. Ich sagte ihm, dass ich in Anchorage gestartet sei. Nach anstrengenden 750km lautete seine zweite Frage in vollem Ernst "Heute Morgen gestartet"? Man sieht, dass viele Amerikaner keine Ahnung von Raum und Zeit haben.

Vor dem grösseren Ort Tok wurde wegen Bauarbeiten an der Strasse mein Fahrrad auf ein Pilotfahrzeug geladen und so konnte ich mit dem Fahrer eine nette Unterhaltung führen. In dem Provinzstädtchen Tok erreichte ich den ALCAN und konnte meinen zusehends zur Neige gehenden Proviant auffüllen. ALCAN! Eingefleischte Nord-Amerika-Fans reagieren bisweilen heftig bei diesen fünf Buchstaben: ihr Blick verklärt sich, ihr Blutdruck steigt, in seltenen Fällen treten Hautrötungen im Gesicht auf. Und dabei steht ALCAN doch nur für eine Straße. Aber die hat es in sich: der Alaska Highway zieht sich über 2230km Länge als Verbindungsstrasse von Dawson Creek in Britisch Columbien bis nach Delta Junction in Alaska hin.

Nachdem ich in der kleinen Indianersiedlung Tetlin die beeindruckende, archaische Kunst der holzgeschnitzten Masken und den farbenprächtigen Schmuck und die tollen Lederwaren bewundert hatte, fuhr ich anschliessend bei bedecktem Himmel in Richtung kanadischer Grenze. Ich war wieder mal dabei, meine Speichen nachzuziehen und ein Loch im Schlauch zu reparieren, als Amanda Lucus, ein 22 Jahre junges Mädchen, mich begrüßte.

Sie war nach Abschluss ihrer Schule von Fairbanks mit dem Rad unterwegs und wollte nach Skagway, um dort Arbeit zu suchen. Zwei Tage fuhren wir zusammen und nachdem wir am 27. Mai die Grenze nach Kanada überschritten hatten, ich war im Yukonterritory gelandet, stellten sich doch zusehends Konditionsprobleme bei ihr ein. Nachdem wir Fisch und Chips in dem Örtchen City Lodge gegessen hatten, verabschiedete ich mich und fuhr im Dauerregen und schlechter Sicht weiter.

Der eisige Gegenwind liess das Stimmungsbarometer sinken und eine gebrochene Speiche sorgte für den richtigen Frust. Sch....Nachdem ich weitere 20km gefahren war, stellte ich das Zelt mitten in der Steppe auf. Im wärmenden Schlafsack konnte ich noch meinen Gedanken freien Lauf lassen und einen Rückblick über Alaska wagen. Ich verliess dieses grandiose Land mit so viel unvergesslichen Eindrücken und tiefgehenden Naturerlebnissen, dass der Abschied schwer fällt. Werde ich es jemals wieder sehen, seine karge Tundra, seine endlosen, einsamen Wälder, seine schneebedeckten Gipfel, seine wilden, ungezähmten Flüsse? Ich werde Alaska niemals vergessen!

Die zweite Woche war zu Ende und mein Velocomputer zeigte nun auf 1209km.

Bärenangst

3. Woche, 29. Mai - 4. Juni 2006

Der Montag fing gleich gut an. Ich hatte am Vortag mein Zelt, abgelegen von der Zivilisation, in einem kleinen Wäldchen aufgestellt und eine ruhige Nacht verbracht. Am Morgen wollte ich aus dem Zelt, als keine 20m entfernt eine Schwarzbärmama mit ihren zwei Jungen heruntollte. So schnell wie in diesem Moment hatte ich mein Zelt noch nie geschlossen. Was sollte ich tun? Erst den Pfefferspray in die Hand nehmen oder noch schnell ein Bild schiessen, bevor der Bär mich auffrisst? Nach kurzer Überlegung siegte doch noch das bisschen Mut in mir. Die Bären hatten sich in der Zwischenzeit ein bisschen von mir entfernt, sodass ich leicht zitternd, in der einen Hand die Kamera und den Bärsspray (Pfefferspray) in der anderen, ein Bild machen konnte. Um bei der Wahrheit zu bleiben, muss ich sagen, dass mein Herz gewaltig boppelte. Die kleinen Bären waren jedoch so drollig, dass ich mich schnell beruhigte und am liebsten die Tollpatsche in den Arm genommen hätte. Nachdem ich mich beruhigt hatte, machte ich zögernd ein bisschen Lärm. Der Erfolg war auf meiner Seite, denn die Bären verzogen sich in gemächlichem Tempo. In diesem Fall war es doch von Vorteil, dass ich am Vorabend meinen ganzen Proviant auf einen hohen Ast gezogen hatte.

Am Dienstag schien die Sonne und die Vögel zwitscherten ihre Lieder von den Bäumen. Ich hätte zu diesem Zeitpunkt aus lauter Freude die ganze Welt umarmen können. So fuhr ich gemütlich auf dem wenig befahrenen Alaskahighway, der in Kanada zum HWY1 wurde, in Richtung eines vor mir liegenden Strasseneinschnittes, der ungefähr 600m lang war. Ich hatte den Anfang gerade erreicht, meine Haare sträubten sich und mir lief es eiskalt den Rücken herunter. Wenige Meter vor mir war ein Grizzlybär auf die Strasse getreten und blieb mitten auf der Strasse stehen. Links und rechts waren nur Felsen, sodass der Bär nur zwei Möglichkeiten hatte. Entweder an mir vorbei oder in Richtung des Strasseneinschnittes zu trotteln. Der Grizzlybär machte jedoch etwas anderes. Er stellte sich auf und wurde gross und grösser, schnupperte in alle Himmelsrichtungen und setzte sich anschliessend hin. In einer Entfernung von ca. 10m sass er nun mitten auf der Strasse und schaute nach links und rechts. Ihm war es sichtbar wohl dabei. Mir jedoch erstarrten alle Knochen vor Angst. Ich war nicht in der Lage, die Kamera aus meiner Lenkertasche zu holen, um wenigstens ein Erinnerungsfoto zu machen. Nach längerem warten, mir kam es vor wie eine Ewigkeit, machte er sich dann aber doch auf den Weg durch die Schlucht. Gott sei Dank in die richtige Richtung. Ich hatte in dem Moment eigentlich genug von den Bären im hohen Norden.

Am Donnerstag, den 1. Juni erreichte ich Whitehorse und konnte somit das erste mal den Yukon River sehen. Der Ort entwickelte sich Ende des 19. Jht. zur wichtigen Etappe der Goldsucher auf dem Weg nach Dawson City. Ab hier ist der Fluss bis zur Mündung in die Beringsee schiffbar. In der Stadt konnte ich nach

längerem Suchen eine Prepaycard in einer Wäscherei kaufen. Die Karte wurde sofort mit einem Gespräch in die Schweiz getestet und mitgeteilt, dass ich noch nicht von den Bären aufgefressen wurde.

Seit ich in Anchorage losfuhr, bekam ich immer mehr Schwierigkeiten mit dem Hinterrad. Ständig musste ich die Speichen nachziehen und zudem war wieder eine gebrochen. Dieses mal auf der Zahnkranzseite. Gott sei Dank war der Verkäufer, der mir das Hinterrad in Deutschland verkaufte, nicht anwesend. Ich hätte ihn erwürgen können vor Wut. Ich war ein bisschen deprimiert, als es am Freitagnachmittag auch noch anfang zu regnen. Nass und vor Kälte zitternd, verkroch ich mich im Zelt. Ich wollte noch ein bisschen auf dem Handy an dem Reisebericht schreiben und bemerkte dabei den Totalausfall des Gerätes.

Dauerregen, Kälte, Handy defekt und kaputtes Hinterrad gaben keinen Anlass zum Jubeln. Zudem war ich zu diesem Zeitpunkt zu wenige Kilometer gefahren, um dahin zu kommen wo ich wollte. Die Stimmung war auf einem grossen Tief. In der Hoffnung auf bessere Zeiten wurde an diesem Tag erst einmal geschlafen.

Der Dauerregen hielt die ganze Nacht an und wollte auch am Sonntag nicht enden. In einer kleinen Regenpause wurde die gebrochene Speiche provisorisch repariert und das ganze Hinterrad neu justiert. Nach zwei Stunden war es dann wieder fahrtüchtig. Die Speichen hatten jetzt die richtige Spannung und das ganze Rad war zentriert. Ich wollte weiter. Der Tag war jedoch schon soweit fortgeschritten, dass ich mich entschloss noch die Nacht auf dem vom Regen durchnässten matschigen Gelände zu verbringen.

In der dritten Woche meiner Reise zeigte der Tacho schäbige 1772km an.

Auf zum Cassiar-Stewart Highway

4. Woche, 5. – 11. Juni 2006

Am Montagvormittag war es noch kühl und nasskalt. Nebel lag über der Niederung, was auf mich einen gespenstischen Eindruck hinterliess. Trotzdem kam ich endlich mal so richtig in Fahrt. Ich schaffte doch an dem Tag 140km, was ein neuer Rekord für mich auf dieser Reise war. Endlich machte das Fahren wieder Spass und die Bären schienen verschwunden zu sein, womit ich mich gewaltig täuschte. In der Nacht tanzten zwei Mäuse, die mir lieber sind als Bären, auf meinem Zeldach umher. Es war eine Zeit lang lustig, ihnen bei ihren Gebärden und Turnübungen zuzuschauen. Im Laufe der turnerischen Vorführung verscheuchte ich sie jedoch, um meinen wohlverdienten Schlaf wieder zu finden.

Zum Mittag traf ich auf dem Fahrrad einen jungen Berliner der eine Weltumrundung durchführt. Vier Jahre ist er schon unterwegs. Er startete in Berlin und fuhr durchs südliche Asien. Danach Australien, das er halb umrundete. Anschliessend flog er zum südlichsten Punkt Südamerikas und von dort mit dem Velo immer nordwärts. In Anchorage will er nach Russland fliegen und von dort zurück nach Berlin radeln, wo er in einem Jahr erwartet

wird. Mordstour! Kurz darauf traf ich noch ein Schweizer Pärchen, die in Feuerland gestartet sind und bis Anchorage mit dem Rad fahren. Für ihre Reise brauchten sie, mit einem einjährigen Aufenthalt in Mexico City, zweieinhalb Jahre. Auch zu lange für mich!

Das Wetter schien sich auch langsam zu bessern, denn am Nachmittag kam sogar aus den Regenwolken die Sonne hervor. Mit durchwachsener Bewölkung fing es am Dienstag an und gegen Mittag war ich an der Abzweigung zum Cassiar-Stewart Highway (HWY37), wo ein Franzose stand und mich über den Weg ausfragte. Er schimpfte über das Wetter, da er von Calgary gestartet schon 10 Tage schlechtes Wetter hatte und völlig aufgeweicht war. Da ist es mir aber in den letzten Tagen wettermässig besser ergangen. In einer kleinen Bäckerei kauften wir noch die ersehnten Brote, die bei mir schon lange zur Neige gegangen waren. Nach einem kleinen Imbiss verabschiedeten wir uns, da er nach Anchorage fahren wollte. Ich bog in den HWY37 ein, der mich auf schnellstem Wege in den sonnigen Süden bringen sollte. Ermüdende kleine steile Hügel verhinderten jedoch am ersten Tag eine zügige Fahrt. Zudem wurde es richtig heiss. Die Sonne brannte erbarmungslos auf die staubige Strasse. Ich hatte Britisch Columbien erreicht.

Starker Gegenwind und viele Hügel trieben am Mittwoch den Schweiss aus meinen Poren und tropften auf die staubige Schotterpiste. Langsam schlängelte ich mich über die Cassiar Mountains in eine Höhe von ca. 2000m. Nun begann der spektakulärste Abschnitt des Cassiar-Stewart Highways. Die nördlichen Ausläufer der Rockies umschliessen hier ein enges Tal der Cassiar Mountains. Die Strasse windet sich in kurvigem

Verlauf durch eine Kalksteinschlucht. Zwei Bergziegen (oder waren es Schafe?) wurden von der Kamera eingefangen, bevor sie im dichten, düsteren Gehölz verschwanden. Wildes, rauhes Land - wunderschön und doch durch die Einsamkeit beängstigend.

Am späten Nachmittag kaufte ich bei Indianern tiefgekühlten Fisch (kein Büffelfleisch wie ihre Vorfahren assen!) mit Pommes Frites für das Nachtessen. Auch bei den Indianern hat die moderne Technik Einzug gehalten. In einer Waldlichtung wurde das Zelt aufgestellt und anschliessend gekocht. Hui; sah das Essen nach dem es gekocht war aus! Aus den tiefgefrorenen Pommes Frites war ein matschiger Brei geworden und der Fisch war auch nicht mehr als solcher zu erkennen.. Schmeckte jedoch, nachdem es gewürzt war, besser als meine tägliche Portion Spaghetti.

Zur Wochenmitte sah ich noch zwei sehr scheue Wildschafe mit ihren riesigen Hörnern die Böschung hinaufrennen. Es war schon interessant, wie sie über die Berge hüpfen, ohne sich die Beine zu brechen.

Vor der Ortschaft Dease Lake traf ich Günter Kreibitz aus Ostdeutschland auf dem Fahrrad an, der in dem Ort wohnt. Er lud mich bei sich zu Hause zu einem Kaffee und Doughnuts ein. Die Zeit verging bei ihm im Gespräch viel zu schnell. Er arbeitete früher in einer Goldmine am Yukon als Sprengmeister und muss nun 700km mit dem Auto fahren, um anständiges Brot kaufen zu können. An dem Beispiel konnte ich erkennen, in welcher Abgeschiedenheit die Menschen hier leben. Man stelle sich vor, jemand aus Zürich fährt nach Hannover um Brot zu kaufen, und das auf teilweiser Naturstrasse. Ein Brot schenkte er mir noch, was ich wirklich flott fand. Besten Dank Günter, das Brot schmeckte ausgezeichnet. Nach dem Kaffeeplausch meinte er, ich solle lieber den nächsten Tag nützen um über die beiden vor mir liegenden Pässe zu kommen und zeigte mir beim gemeinsamen Weiterfahren einen Zeltplatz 10km ausserhalb von Dease Lake.

Günter hatte recht! Am frühen Morgen ging es hinter dem Zeltplatz aufwärts, und wie! Teilweise schiebend erklomm ich den Berg. Schweiss rann aus allen Poren und mein Trinkwasser schien zur Neige zu gehen auf der staubigen, zum Teil durch Schotterpiste unterbrochenen Strasse. Bei 1800 Höhenmetern dachte ich, der Gipfel wäre erreicht. Leicht abwärts durchfuhr ich eine Hochebene, um anschliessend noch einmal 300m in die Höhe zu klettern. Die bezaubernde Landschaft liess jedoch alle Anstrengungen vergessen. Ich wurde tatsächlich in die Zeit von Jack London versetzt. In der Nähe des Flusses wurde in einer Mine noch nach Gold gesucht. Sollte ich es nicht doch einmal versuchen nach Goldklumpen im Bachbett zu suchen?

Am frühen Nachmittag war der höchste Punkt des Stikine Plateaus erreicht. In der berausenden Abfahrt konnte ich in der Ferne die schneebedeckten Coastmountains erkennen. Am traumhaft gelegenen Iskut River, der in der Nähe meines Freitagzeltlagers entspringt, konnte ich nicht mehr. Von den Fusssohlen bis zum Kopf hatte ich mehr oder weniger Schmerzen. Ich war k.o. In diesen Momenten zweifelte ich immer mehr an mir. „Werde ich es wenigstens bis San Francisco mit dem Fahrrad schaffen“?

Am Samstag, es war inzwischen schon der 10. Juni 2006, fuhr ich mehrheitlich anstrengende Gravelroad. Bei den Talfahrten musste auf Schritttempo abgebremst werden, um nicht auf der Nase zu landen. Nach einer Kurve kam auf der Schotterpiste eine Brücke in Sicht. Da es sich nur um 50m Entfernung handelte, liess ich es laufen. Ein dumpfer Schlag am Hinterrad, es geschah im Bereich der Brückendehnungstreifen, liess mich böses ahnen. Bei der Brücke machte ich noch eine Aufnahme und sah beim wiederverpacken der Kamera, dass ich hinten einen Platten hatte. Mist! Ein mir folgender Amerikaner ereilte das gleiche Schicksal. Auch er war anschliessend am reparieren. Mit neuem Elan ging es nach der Zwangspause weiter.

Zuerst traute ich meinen Augen nicht. Aber es war Wirklichkeit. Ich kam um eine langgezogene Kurve und da standen sie. Vier Grizzlybären grasteten neben der Strasse. Also gab es auch hier diese Monster. Ich stoppte und eine alte Bärenmama, durch die Bremsgeräusche etwas verwirrt, stellte sich auf die Hinterbeine und schnupperte in die Luft. Wauuu... war die gross! Schon etwas mutiger wurde die Kamera gezückt, um das Fotoalbum zu füllen. In grossem Bogen umfuhr ich anschliessend die Monster, die sich jedoch von ihrer Fresssucht nicht abhalten liessen. Kurze Zeit später stoppte ein mir entgegen kommender Lastwagen und warnte mich vor Schwarzbären, die zwei bis drei Meilen vor mir sein sollten. Hört das denn nicht mehr auf mit den Biestern?

Lange Zeit radelte ich in einer unrealistischen Bergwelt allein umher. Kein Auto oder eine Ortschaft in Sicht.

Ich kam mir wieder sehr verlassen vor und die Trinkflaschen waren leer.

Nun muss ich doch einmal berichten, wie ich bei meiner Tour zu dem wichtigen Trinkwasser kam. Eigentlich sind ja Alaska und auch Kanada regenreiche Länder mit vielen Flüssen und Seen. Leider versickert das Trinkwasser sehr schnell in dem zum Teil lockeren Gestein. In Bächen, die man immer wieder von der Strasse aus sieht, muss man grössere Vorsicht walten lassen, denn wenn diese Bäche aus höher gelegenen Seen stammen ist mit einer Verschmutzung durch Biber zu rechnen, was zu einem 10 tägigen Totalausfall durch Biberfieber führen kann. Ich versuchte kleine, überschaubare Rinnsale anzuzapfen. War ich beim Wasser fassen einmal unsicher kam meine Filterpumpe zum Einsatz. Dadurch hatte ich nie Probleme. In bewohnten Gebieten wurden die Trinkflaschen an Tankstellen oder Restaurants aufgefüllt.

Mitten in der Wildnis tauchte dann ein Hotel im Walliserstil errichtet auf. Ich bog zum Hotel ab und liess mich von meinem heftigen Durst geplagt zu einem Coca Cola überreden. Der Inhaber, ein ausgewanderter Zermatter bediente mich und erzählte voller Freude, dass im Winter Touristen hier zum Heliskifahren kommen. Ich dachte bei mir: " Noch so ein technischer Unsinn des 20. Jahrhunderts in der unberührten, faszinierenden Landschaft."

Moose sind in Nordamerika keine kleinen grünen Pflanzen, sondern wie in Nordeuropa Elche. Ich durchfuhr gerade eine Sumpflandschaft, als so ein Riesentier, die zwischen 600 und 800kg wiegen können, wenige Meter vor mir die Strasse kreuzte. Erst Tage später erfuhr ich, dass sie im Herbst gefährlicher sein können als Bären. Also hatte ich keine Angst im Moment und fuhr ohne beschleunigten Puls weiter.

Noch eine kleine Episode, die am Sonntag geschah, muss ich erzählen. Ich schob wieder einmal meinen Drahtesel schwitzend in der einsamen Bergwelt den relativ steilen Hang hinauf, als ein Kanadier blinkte, wendete und neben mir sein Fahrzeug abstellte. Er reichte mir eine Flasche mit kühlem, erfrischendem Trinkwasser. Er meinte ich könne auch noch ein Bier haben, was ich jedoch ablehnen musste, um den Rest des Berges, der noch vor mir lag, zu überwinden. Wir plauderten über dies und das und in der Unterhaltung sagte er, dass er öfter an dem Pass vorbei kommt und Radfahrern die er trifft Getränke verteilt. Ich fand das natürlich zu dem Zeitpunkt, die Sonne brannte nämlich erbarmungslos vom Himmel, eine Supergeste und war glücklich, denn meine Wasserreserven waren wieder einmal ziemlich aufgebraucht. Ein wirklich toller Kanadier, besten Dank!

Am Ende der 4. Woche war ich doch 2573km gefahren und konnte somit einen täglichen Schnitt von ca. 100km verbuchen.

Bären und Durst

5. Woche, 12. – 18. Juni 2006

Der Montag fing gleich mit der Begrüssung eines Schwarzbärs an, der gemächlich über die Strasse lief und keinerlei Eile zeigte. Im Laufe des Tages sah ich noch fünf weitere Gesellen seiner Art und einen Grizzlybären der sich wohl verlaufen hatte, denn er wusste nicht so recht, wohin er laufen sollte. Ich hatte viele Bilder an dem Tag gemacht, denn hinter jeder Kurve boten sich neue Fotomotive an.

Am Dienstag brach ich schon um 7 Uhr auf, um frühzeitig zu dem Ort Kitwanga zu gelangen. Es schien wiederum ein herrlicher, warmer Tag zu werden. Um 8 Uhr stand ich dann vor einer Holzbrücke, die gesperrt war und erst um 10 Uhr wieder geöffnet werden sollte. „Mist, zwei Stunden zu früh aufgestanden“ dachte ich. Mit meinem aufgesetzten Hundeblick ging ich auf den Vorarbeiter zu und konnte ihn nach längerer Überredungskunst dazu bewegen, mich doch über ein schmales Brett an das andere Ufer zu lassen. Jetzt konnte ich zwei Stunden getrost fahren, ohne ein Auto zu Gesicht zu bekommen und war damit zwei Std. früher in dem Ort Kitwanga. Am Nachmittag erreichte ich die herzige Ortschaft und war damit am Ende des wunderschönen Cassiar-Steward Highways. Zurück blickend muss ich sagen, dass ich den richtigen Weg gewählt hatte. Es war manches mal eine anstrengende, qualvolle, jedoch landschaftlich sehr beeindruckende und abwechslungsreiche Zeit.

In den letzten zwei Tagen war ich den Coast Mountains, die rechts von mir lagen, lang gefahren und hatte nur spärlich Trinkwasser bekommen können. Auch hier versickert das Wasser ziemlich rasch durch das lockere Gestein. Ich war sehr erstaunt über die Vogelwelt. Vom kleinen Kolibri bis zu mächtigen Greifvögeln

war hier alles vertreten. Bei dem bunten Geflatter kam ich mir manches mal vor wie im tropischen Regenwald.

In Kitwanga telefonierte ich in die Schweiz und füllte dann den zur Neige gehenden Proviant auf. Anschliessend bog ich in den HWY16, der mich zum Jasper und Banff Nationalpark bringen sollte. Auch auf dem HWY16 waren sehr oft kilometerlange Baustellen und statt einem Asphaltbelag nur eine Schotterpiste vorhanden. Zudem war es recht warm und der Schweiß lief in Strömen. Der Durst konnte kaum gestillt werden. Ständig hatte ich einen trockenen Hals, der beim Schlucken den Eindruck erweckte, ich hätte Schmirgelpapier gegessen. Am Freitag den 16. Juni änderte sich das Wetter und die schwüle Luft verwandelte sich zu einem Gewitter. In der freien Landschaft blieb mir nichts anderes übrig als das Zelt aufzustellen. Nach 2 Stunden, es war gerade 16 Uhr gewesen, konnte ich nach einem Powernap das Fahrrad besteigen und erholte weiter radeln. Es schien als wären die Moskitos nach dem Gewitter aus ihrem Schlaf geschwemmt worden. Durch den leichten Rückenwind setzten sich die Biester immer wieder auf meine Haut, um ihren Hunger zu stillen. Am Abend kamen dann noch die kleinen Beissfliegen dazu. Jetzt musste doch der Mückenspray gezückt werden, um die Viecher wenigstens eine Zeit lang von mir fern zu halten.

Die fünfte Woche endete mit der Begegnung mit einem jungen Schwarzbären der im Strassengraben umhertollte. Da ich nicht wusste, wo die Mutter sich aufhielt, wechselte ich vorsichtshalber die Strassenseite. Nach einigen Kilometern ärgerte ich mich jedoch, dass ich das niedliche Kerlchen nicht fotografiert hatte. Danach konnte ich einen Elch auch nicht in eine photogene Position bekommen. Zudem war der Himmel bedeckt und eine Teleaufnahme wäre sicher verwackelt worden.

Nach fünf Wochen Fahrradsattel hatte ich doch 3404 km runtergestrampelt.

Die königlichen Nationalparks Kanadas

6. Woche, 19. – 25. Juni 2006

In dem Maße, wie sich das Land verändert, veränderten sich auch seine Menschen: sie fahren robustere Pick-Up's, tragen Hüte mit breiteren Krempe, werden raubeiniger und auch misstrauischer. Sie grüßen Dich nicht mehr mit einem freundlichen „how are you“, sondern warten erst einmal ab, was von Dir kommt. Die robuste Dame an der Kasse des Generalstores von Prince George würdigt Dich keines Blickes, und Du fragst besser nicht, wo „organic soy milk with vanilla flavour“ steht – sie bringt es fertig, und schmeißt Dich aus ihrem Laden. Draußen auf dem Parkplatz sitzt ein alter Veteran mit gigantischer Brille in seinem Dodge Ram, neben ihm ein gewaltiger Hund, dem Du in keinem Park beim joggen begegnen möchtest, und beide starren Dich irgendwie fassungslos an, als wäre Deine Haut grün ... solchen Leuten begegnet man hier im rauen Nordkanada. Aber wehe, Du sprichst sie an - ein bescheidenes, freundliches „good day!“ genügt – und Du hast es mit den warmherzigsten Menschen auf diesem Planeten zu tun: die Dame an der Kasse erzählt Dir, dass ihr gestern beim Feuerholz tragen ein Scheit auf den Zeh gefallen ist, und der Typ im Pick Up davon, dass er seit einem Jahr mit dem Trinken aufgehört hat und sein (inzwischen schwanzwedelnder) Hund an einem großen Tumor bald sterben wird. Dabei entblösst er seine untere Zahnreihe mit Lücken so groß wie die Ladefläche seines Trucks. Man muss sie einfach lieben, diese merkwürdigen, ehrlichen, gradlinigen Menschen in der weiten Prärie Kanadas.

Am Montagmittag erreichte ich Prince George. Nachdem ich den Generalstore in Prince George leergekauft hatte, durchfuhr ich das Städtchen in flottem Tempo. Ich wollte noch rechtzeitig zwei Quadratmeter ebenen Boden am Fraser River für mein Zelt finden.

Durch meine Fahrt in südliche Richtung haben sich die Bäume in der letzten Woche doch beträchtlich herausgemausert und sind zu einer stattlichen Grösse herangewachsen. Auch hatte die Technik mich wieder im festen Griff. Starker Autoverkehr mit vielen Holztrucks raste erbarmungslos an mir vorbei. Die Ruhe hatte ein Ende!

Zudem löste sich der Seitenstreifen in ein Nichts auf. Jetzt wurde es zunehmend gefährlicher auf meinem Fahrzeug Richtung Süden. In dem Getümmel von Fahrzeugen traf ich noch zwei Kölner, die eine kleine Rundtour auf dem Fahrrad unternahmen.

Sie fragten mich, wann es denn endlich flach werden würde. Ich war über die Frage doch sehr erstaunt, denn ich fuhr schon seit beinahe zwei Stunden den Berg mit leichter Steigung hinauf. Die Jungs waren wohl müde! In der Ferne leuchtete mir der Mt. Robson (mit 3954m höchster Berg British Columbiens) am Abend entgegen und ich suchte mir einen ebenen Platz, wo ich meine müden Knochen ausstrecken konnte.

Endlich erreichte ich am Dienstag Nachmittag den Eingang zum Jasper Nationalpark und wurde zur Kasse gebeten. 18\$ kostete der Spass für zwei Tage im Jasper- und Banff Nationalpark herum zu kurven.

Ich war über den Yellowheadpass (nach einem Indianer benannt) gefahren und ziemlich erschöpft. Obwohl man die Steigung kaum spürte, waren es über die lange Distanz doch etliche Höhenmeter. Die Strasse führte jetzt mehrheitlich in südliche Richtung über steile raue Abschnitte, die sich immer wieder auf Höhen von 1800 Metern hinaufzogen. Was für eine dramatische Szenerie umgab mich da: schneebedeckte Gipfel, endlose Wälder, kristallklare Flüsse und milchig türkisfarbene Bergseen – eine Sternstunde der Schöpfung.

Eigentlich ist es verboten, in den Parks wild zu zelten. Doch ich war so müde und kaputt, dass ich es ausnützte als sich die Gelegenheit bot, unbemerkt im Gebüsch zu verschwinden. Direkt am Athabasca River wurde das Zelt aufgeschlagen und der zuvor in der Ortschaft Jasper gekaufte Fisch gekocht. Ich verbrachte trotz der Müdigkeit eine unruhige Nacht, denn es wurde mir schon Tage zuvor von einheimischen Kanadiern verkündet, dass sich in den Nationalparks sehr viele Bären herumtreiben. Ich wollte nicht schon wieder am Morgen von einem Bär belagert werden. Ich hatte Glück! In beiden Parks kam mir kein einziger der Gesellen zu Gesicht! Ich glaube die Parkverwaltung hat die Tiere eingefangen und in den hohen Norden verfrachtet. So haben sie keine Probleme mehr mit den Touristen, die die Tiere fütterten und sich ihnen zu sehr näherten. Manche Bären sollen nicht von der Strasse gewichen sein, bevor man ihnen etwas zu fressen gab. Zivilisation, wo führst du uns hin?

Allmählich nimmt allerdings auch die Touristendichte zu. Vom kleinen Städtchen Jasper aus geht es auf dem Icefields Parkway durch die ganze Länge der Nationalparks Banff und Jasper. Diese 230 km werden gerne als die schönste Gebirgsstraße Kanadas gelobt, und tatsächlich ist sie über weite Strecken schlicht grandios. Ich fahre durch tiefe Wälder entlang wilder Bäche, steige schroffe Höhen empor und werde mit spektakulären Aussichten belohnt. Ich bin überwältigt von der dramatischen Schönheit dieser Bergwelt und weiss, dass die Canadian Rockies ein Highlight auf meiner Reise bleiben werden.

Der Mittwoch war trübe, kühl und nur gelegentlich schaute die Sonne aus den dicken, grauen Wolken hervor. Heftiger Gegenwind verhinderte ein schnelles Vorankommen. "Bloss-weg-von-hier"-Wetter machte sich breit. Auf dem 2069m hohen Bow Pass wurde es auch nicht besser und der Wind peitschte mit erbarmungsloser Stärke weiter; und das meistens von vorne. Am Donnerstag stellte sich eine leichte Besserung der Wetterlage ein und am Sunwapta Pass mit 2030m Höhe war es dann doch nicht so bitter kalt. Ich bekam durch die Anstrengung immer stärker werdende Rückenschmerzen und Krämpfe in den Händen.

Am Freitag, den 23. Juni verliess ich den Jasper und Banff Nationalpark und erreichte bei Golden den Highway 1, der mich in die Nähe des Pazifiks bringen sollte. Doch zuerst ging es aufwärts zum Rogers-Pass. Nach dessen Überquerung wurde es warm, sehr warm! Diesen Pass hatte ich überhaupt nicht einkalkuliert und so kam ich ziemlich abgekämpft an meinem Schlafplatz an.

Bei dieser Gelegenheit muss ich noch schreiben, dass ich seit dem Verlassen von Lake Louise immer in der Nähe der Eisenbahnlinie Toronto-Vancouver entlang fuhr, auf der der bekannte „Canadian“ sich von Ost nach West und umgekehrt durch tiefe Schluchten, endlose Wäldern und funkelnde Seen quält. Zum Übernachten musste ich jetzt auf drei Dinge acht geben. Zum Ersten war es der Lärm der Bahn. Also so weit wie möglich Abstand halten von den Schienen. Dort war aber zum Zweiten der Fluss und zum Dritten auf der anderen Strassenseite der Berg. Also waren die Campingmöglichkeiten sehr eingeschränkt. So verbrachte ich meistens relativ lärmige Nächte an der ziemlich stark befahrenen Eisenbahnstrecke. Dazu muss ich noch die Ausmasse dieser Güterzüge erwähnen, die nachts an einem vorbei stöhnen. Ich machte mir einmal die Mühe als ich auf einer Brücke stand und zählte die Waggons, die unter mir vorbei zogen. Ich kam, nachdem drei Diesellokomotiven den Zug anführten, auf 138 Waggons und den Schluss bildete eine weitere Diesellok. Jeder kann sich vorstellen, dass beim Passieren eines solchen Zuges in der Nähe eines Zeltes jedes mal ein kleines Erdbeben ausgelöst wird.

Aber jetzt zurück zum Rogers Pass. Folgendes steht bei Wikipedia über diesen Pass:
Der Rogers Pass ist ein Gebirgspass in den kanadischen Rocky Mountains. Er befindet sich auf einer Höhe von 1330 Metern in den Selkirk Mountains von British Columbia. Über ihn führt der Trans-Canada Highway, während die transkontinentale Eisenbahnstrecke der Canadian Pacific Railway (CPR) den Pass im Connaught-Tunnel und im Mount-Macdonald-Tunnel unterquert. Der Pass ist eine Abkürzung in einer großen Flussbiegung des Columbia River zwischen Revelstoke im Westen und Golden im Osten. Er wurde am 29. Mai 1881 durch Albert Bowman Rogers entdeckt, einem Geometer im Dienst der CPR.

Nach einer gewaltigen Abfahrt erreichte ich das von der Sonne aufgeheizte Tal des Columbia Rivers. In Revelstoke kaufte ich in einem relativ grossen Supermarkt ein. Mehrere Passanten, die mich für einen Exoten hielten, warnten mich vor der grossen Hitze. Schliesslich zeigte das Thermometer 37°C und nach Auskunft der Leute sollte es am Sonntag auf 39°C klettern. Ausserhalb von Revelstoke wurde auf einer leichten Anhöhe, ich hatte eine wunderschöne Sicht auf die Lichter der Stadt, gezeltet und zuvor, Seelachs mit Kartoffelpüree gegessen.

Kilometerstand nach 6 Wochen 4191km

Fahrrad mit grossen Problemen

7. Woche, 26. Juni – 2. Juli 2006

Es bewahrheitete sich! Es waren am Wochenbeginn mörderisch heisse Tage und der Schweiß lief in Strömen von der Stirn, brannte erst einmal höllisch in den Augen, bevor er auf den heissen Asphalt tropfte.

Bei einer kleinen Erholungspause in dem reizenden Indianerdörfchen Savona beobachtete ich in der Nähe eines Souvenir-Verkaufsstandes die Wohnwagenbesitzer bei ihren Frustkäufen. Da wurde jeglicher Ramsch den geschäftstüchtigen Indianern abgekauft. Ich fand es gut. So fliesst wenigstens ein bisschen Geld in die Indianerreservate. Zwischen Kamloops und Cache Creek, ging es bei diesen hohen Temperaturen mehrmals 200 m bis 300m den Berg hoch, was ziemlich an meine Substanz ging. Beim Studieren der Karte hatte ich gedacht, dass ich gemütlich den Thompson River entlang radeln würde. Ich hatte mich wieder einmal getäuscht. Am jeweiligen Abend wurde der Energie- und Flüssigkeitsverlust mit bis zu vier Litern Orangensaft, den ich aus ganz frischem Orangenpulver herstellte, ausgeglichen.

Der 28. Juni war ein Reparaturtag. Ausser dass ich zwei Platten hatte (vorne und hinten), riss noch das Schaltkabel der hinteren Kaskade. Die Platten musste ich in der grössten Hitze am Mittag ohne Schatten reparieren und am späteren Nachmittag wurde das schadhafte Gangschaltungskabel ausgewechselt. Zudem wurde am Hinterrad eine Speiche auf der Ritzelseite provisorisch durch eine überlange, zurechtgebogene Speiche ersetzt, um die Acht am Rad etwas auszubügeln. Dabei entdeckte ich beim Reifen auf der Innenseite einen 5 cm langen Riss, der jedoch noch nicht durchgebrochen war. Jetzt hatte ich wieder Hände wie ein Kaminfeger. Aus diesem Anlass wurde ein etwas verfrühter Waschtage eingelegt. Bei der Hitze und dem Fahrtwind trocknete die frisch gewaschene Wäsche rasch am Fahrrad.

Auch am Donnerstag ging es bei recht warmen Temperaturen öfters auf und ab, bevor ich in Lytton erneut den Fraser River erreichte. Am Abend hatte ich also die Cascade Range, ein Küsten-Gebirgszug der sich weit nach Oregon hinein zieht, erreicht und stand somit schon fast mit einem Bein erneut in den USA. Noch 200km und ich sollte die amerikanische Grenze erreicht haben. In Yale verbrauchte ich am Freitag die letzten kanadischen Cents die sich noch auf der Telefonkarte befanden, mit einem ausgedehnten Telefonat mit Elisabeth.

Zum Wochenende erreichte ich Hope und musste auf den hektischen und stark befahrenen Freeway, der mich in die Nähe der Grenze bringen sollte. Nach wenigen Kilometern auf dem Freeway hatte mein Hinterradreifen seinen letzten Lebenshauch ausgeblasen und musste durch einen Ersatzreifen ersetzt werden. Dazu war der Pannestreifen auf der dreispurigen Autobahn bitter nötig. Bei Mission, etwa 40km vor Vancouver, bog ich zum USA Border in Abbotsford ab. Somit verliess ich auch die Schienen der Canadian Railway. Es war eine interessante Erfahrung gewesen, auf gleicher Höhe mit der Bahn durch eine wunderschöne und beeindruckende Landschaft zu radeln. Ausserhalb der Stadt Abbotsford, ca. 500m vor der Grenze, stellte ich neben einem Wohnhaus mein Zelt auf, um die letzte Nacht in Kanada zu verbringen. Der Abschied aus dem wunderschönen Kanada fiel mir dann doch etwas schwer. „Time to say goodbye Canada“ Es war eine sehr schöne Zeit.

Um dem grossen Ansturm an der Grenze zu entgehen, setzte ich mich schon am frühen Morgen in Bewegung. Von weitem sah ich schon die lange Autoschlange, die in Dreier-Kolonnen sich auf den Weg zur Grenze machte. Jetzt hatte ich den grossen Vorteil nur zwei Räder zu haben und fuhr im Slalom Richtung Grenze. Ein netter, älterer Zöllner meinte freundlich: ich solle mein Fahrrad vor dem Zollgebäude abstellen, um dann anschliessend im Büro meine Stempel im Pass in Empfang zu nehmen. Die Sache wurde dann auch sehr speditiv abgewickelt. Beim Bezahlen der 7\$ Gebühren dauerte es etwas länger, da der Zöllner für 50\$ kein Wechselgeld hatte und erst zum Tresor musste. Nach längerem Warten hatte er den Safe doch noch geknackt und brachte das Wechselgeld und wünschte mir eine gute Fahrt. Ich ging durch die winkelige Tür nach draussen und reihte mich mit meinem Fahrrad hinter einem Wohnwagen ein. Als dieser abgefertigt war, sah mich der junge Zöllner und fragte, wo ich her komme. Ich sagte: „aus dem Büro.“ Nun meinte er ich müsse mit dem Fahrrad durch die winkelige Tür und dann durchs Office. Ich sagte ihm, dass ich das nicht machen werde, da ich gerade von dort kommen würde. Nun verfärbte sich bei dieser Widerrede die Gesichtsfarbe und wurde etwas heller. Aufgebracht und mit barscherem Ton meinte er, ich solle nun ins Office gehen, was ich wiederum verneinte. Dieser Vorgang wiederholte sich 5 bis 7 mal (bei diesem Wortgefecht konnte ich nicht noch zählen) und aus des

Zöllners Gesicht war sicher das ganze Blut geflossen. Der Höhepunkt war erreicht, als ich den Versuch machte, den Zöllner stehen zu lassen und einfach los zu fahren, mit der Bemerkung, dass hinter mir auch noch welche durch den Zoll wollen. Jetzt war sein Gesicht wirklich weiss wie ein Leintuch. Glücklicherweise wurde dieser Machtkampf beendet, als noch ein weiterer Zöllner hinzu kam. Er wollte noch einmal meinen Pass sehen und wünschte mir anschliessend mit einem Wink eine gute Fahrt. „Welcome to America“!

Nach kurzer Fahrt auf einem Landsträsschen erreichte ich Sumas und anschliessend Bellingham. Um zur Olympic Halbinsel zu gelangen, musste ich auf den lärmigen und stark befahrenen Freeway 5. Bei einer Ausfahrt sah ich ein Schild mit der Aufschrift „Fährhafen“. Ich war happy nicht mehr auf der Autobahn zu sein und sauste die 150 Höhenmeter zum Hafen hinab. In dem riesigen Gebäude, das ausschliesslich für Fährverbindungen nach Vancouver bis Alaska zur Verfügung stand, konnte mir keiner Auskunft geben über eine Schiffsverbindung zur Olympic Halbinsel. Die Enttäuschung war gross über so viel Unwissenheit des Personals.

Nachdem ich die 150m wieder hoch gefahren war, trampelte ich etwas verärgert auf dem Freeway 5 weiter Richtung Seattle. Auf einem Rastplatz, von einer Seniorenvereinigung wurde gerade Kaffee und Kuchen gespendet, fragte ich noch einmal nach dem Weg zur Fähre. Mit einer Begeisterung wurde mir von einigen älteren Herrn erklärt, dass ich bei der Ausfahrt 230 auf den Highway 20 West stosse, der mich zur Fähre bringen würde. Ich hätte am liebsten diese Jungs umarmt. Vor Freude über diese positive Auskunft wanderte ein extra Bonus in ihre aufgestellte Kasse. Von dem Rastplatz aus waren es nur noch 4 Ausfahrten, bis ich den Highway 20 erreicht hatte. Aber auch hier ging es bei sehr starkem Verkehr ziemlich hektisch zu. Der Pannestreifen war nur noch 20-30cm breit und brachte daher auch nicht die gewünschte Sicherheit. Etwas gestresst fand ich in der Nähe einer Feriensiedlung, in einem kleinen Wäldchen einen geeigneten Schlafplatz.

Der Sonntag war relativ kühl. Man merkte es doch, dass man sich in der Nähe des Meeres befand. Am Morgen begann es mit Nebelschwaden, die sich jedoch sehr schnell verzogen. In einem Supermarkt trank ich noch am frühen Morgen einen Kaffee und kaufte ein. Beim Verlassen und Einpacken meiner Habe wurde ich von einem Amerikaner angesprochen, der fliessend deutsch (bayrisch) konnte. Er war vor Jahren beim Militär in Augsburg stationiert gewesen und hatte dort im Alleingang deutsch bei deutschen Freunden gelernt. Er überhäufte mich mit Tipps und Kartenmaterial. Chuck war einer der sehr hilfsbereiten Amerikaner. Danke! Bei Windstärke 4 erreichte ich gegen die Mittagszeit die Fähre, die mich auf die andere Uferseite zu dem Ort Townsend brachte.

Als Fahrradfahrer durfte ich als erster in den Schiffsrumpf fahren und im Restaurant Platz nehmen. Nach dem Ablegen breitete sich nach kurzer Fahrt erneut der Nebel aus und man war im geheizten Restaurant gut aufgehoben.

Eine halbe Stunde vor dem Erreichen der anderen Seite ging ich zu meinem Gefährt hinunter und war erstaunt, dass sich so viele amerikanische Autofahrer für mein Fahrrad interessierten. Als sie merkten, dass

ich der Besitzer war, fragten sie mich aus. Vom Nabendynamo, Lenker, Schaltung u.s.w. und natürlich auch, woher und wohin. Ich erzählte von meiner Reise und dass ich jetzt erst einmal die Olympic Halbinsel umrunden wolle. Jetzt bekam ich von allen Seiten Ratschläge, wie gefährlich der Highway 101 sei und dass sich auf der Seite kein Pannestreifen befindet und der starke, kalte Wind und zudem sei das Wetter dort immer schlecht und es würde wenigstens einmal pro Tag kräftig regnen. Zwischen den gutgemeinten Ratschlägen, die nicht der Realität entsprachen, liessen die meisten ungefragt durchsickern, dass sie nicht George Bush gewählt hatten. Wer war es dann? Es waren fast ausnahmslos nette, herzliche Menschen, denen ich begegnete, zumeist Rentner, die in ihren Wohnwagen leben und durch ihr schönes Land reisen.

Apropos Wohnwagen! Auf einem grossen Rastplatz hielt im Norden Kanadas eines dieser riesigen Wohnwagenschiffe, die doch in grosser Anzahl durch Amerika und Kanada kreuzen und dazu beitragen, den Treibstoffverbrauch auf einem hohen Level zu halten. Interessiert fragte ich das reizende ältere Ehepaar über das Ungetüm aus. Daraufhin luden mich die Besitzer aus Texas freundlich zu einer Besichtigung ein. Ich betrat einen mit dicken Teppichen ausgelegten Wohn-, Eß- und Kochraum von locker 12 Quadratmetern. Die Inneneinrichtung entsprach jenem gewagten Stilmix aus Country Cottage, Florida Beach House und bayrischem Barock, wie man ihn in diversen „Haus und Garten“ Magazinen an der Supermarktkasse findet. Ich versank in einem wohlriechenden Ledersessel, als der Inhaber mich über Motorleistung und Getriebe aufklärte. Ein Fernseher mit den Bildschirmmaßen einer Kinoleinwand flimmerte auf der einen Seite, auf der anderen führte eine Tür (!) ins Schlafgemach. Dort stand ein Bett von beneidenswerter Größe, außerdem Kleiderschrank, Schmink- und Nachttisch, und schließlich führte eine weitere Tür in ein vollständiges Badezimmer: Dusche hinter Glastür, Waschbecken mit goldfarbenen Armaturen und einer Toilette, von der man auf einem State Park Campground nicht zu träumen wagt. Wie funktioniert das in einem Fahrzeug, das halbwegs manövrierfähig bleibt? Ganz einfach: Die Wohnkabine verfügt über ausziehbare Wände. Auf beiden Seiten erweitert sich so im Stand und per Knopfdruck die Breite um min. 50 cm, macht also ein Meter plus die 2,5 Meter Wagenbreite und das ganze auf einer Wagenlänge von gelegentlich über 10 Metern. Da kommt anständig was zusammen ...! Natürlich lässt sich so ein Wohnraum nicht mit einer zweiten Batterie versorgen, und deshalb trifft man eben diese rollenden Häuser auf Stellplätzen, die über die entsprechende Ausstattung verfügen oder das Gefährt ist mit einer anständigen Notstromanlage ausgerüstet. Als Anhänger wird sowieso ein Personenwagen angekoppelt und auf dem Dach befindet sich aus Sicherheitsgründen noch ein Rettungsboot. Nach der Besichtigung ging ich zu meinem Drahtesel, holte aus der Seitentasche meinen Benzinkocher heraus und machte mir meine Spaghetti mit Tomatensauce. So geht es auch!

Nach diesem geistigen Höhenflug nun weiter mit der Reise um die Olympic Halbinsel. Nach der Landung im Hafen von Townsend fuhr ich sofort weiter und erreichte nach einer Stunde den Highway 101West. In nordwestlicher Richtung ging es auf einem drei Meter breiten Pannestreifen bei schönstem Wetter Richtung Pazifik. Es herrschte sehr wenig Verkehr und so konnte ich wieder einmal so richtig meinen Gedanken nachhängen, bevor ich ermüdet vor Port Angeles zeltete.

Tachostand nach 7 Wochen 4908 Kilometer

Washington und Olympic Nationalpark

8. Woche, 3. – 9. Juli 2006

Am Montag bewegte ich mich weiter in westliche Richtung und konnte den Pazifik am Nachmittag schon förmlich riechen. Mein ständiger Begleiter war jetzt jeden Vormittag der Nebel, der teilweise in dichten Schwaden in den Niederungen lag und manches mal sehr gespenstisch aussah. Gegen Mittag löste sich der Nebel auf und bei blauem Himmel und Sonnenschein war das Radeln dann doch genussvoller durchzuführen. Kaum war jedoch der Nebel verschwunden, blies mir jeden Tag der Südwestwind in unverminderter Stärke ins Gesicht. So verbrachte ich die ersten Tage auf dem Highway 101. Am Montagabend fuhr ich bis weit hinter die Ortschaft Forks, um am Dienstag frühzeitig im Olympicpark einzutreffen.

Mit einiger Verspätung traf ich gegen Mittag am Eingang zum Regenwald ein. Ich hatte auf dem Weg zum Park ein Schweizer Pärchen getroffen und mehr als eine Stunde mit ihnen geplaudert. Sie waren aus Wetzikon und fuhren schon seit drei Jahre mit ihrem Camper in der Welt umher.

Das Faszinierende am Olympic Nationalpark ist, dass er aus drei verschiedenen Ökosystemen besteht. Auf einer Fläche von 3.626 qkm kommen subtropischer Regenwald, 100 Kilometer unberührte Ozeanküsten und ein eindrucksvolles Hochgebirge mit 60 Gletschern zusammen.

Unerschlossene Wildnis

Der Olympic Nationalpark ist ein Naturerlebnis der besonderen Art. Seinen Namen verdankt er dem 2.430 m hohen Mount Olympus, der 1889 erstmals von einem Forscherteam erklommen wurde. Seitdem gab es immer wieder heftige Auseinandersetzungen mit der Holzindustrie, die die einzigartigen Regenwälder des Nationalparks abholzen wollte. Seit 1981 gehört der Park zum Weltnaturerbe. 95 Prozent des Parks bestehen immer noch aus unerschlossener Wildnis. Douglastanne, Sitka-Fichte, Hemlock und Zeder sind die vier größten Baumarten des Regenwaldes. Sie ragen bis zu 90 Meter in den Himmel hinein. Milde Temperaturen in geringer Höhenlage und Niederschlagsmengen von jährlich mehr als 3.500 mm fördern ihr Wachstum.

Im „Hoh Rainforest“ durchwanderte ich den ganzen Nachmittag in von Moosen und Farnen überwucherten Regenwäldern und war fasziniert von dieser einzigartigen Schönheit, die dieser Märchenwald mit seinen weit ausladenden, moosbewachsenen Ästen ausstrahlt. Vor mir plätschert kristallklares Bergwasser und hinter mir erheben sich die mächtigen Stämme der Sitkas. Einfach grandios!

Müde von der langen Wanderung und mit vielen neuen Eindrücken fuhr ich aus dem Park in Richtung der zerklüfteten Küste. Nach langem Suchen, ich wurde schon ein bisschen ungeduldig, fand ich doch noch 2 Quadratmeter ebenen Boden und war zufrieden, als mein Zelt um 21 Uhr stand. Wieder hatte ich einen superschönen Tag erleben dürfen.

Ich hatte an diesem Tag einfach keinen grossen Bock, mehr zu tun. In einer Jungwaldschonung stellte ich das Zelt auf und merkte beim Kochen, dass ich vergessen hatte, genügend Trinkwasser zu besorgen. Also musste ich sehr sparsam mit dem köstlichen Nass umgehen. Gegen 21 Uhr, ich hatte mich schon im Schlafsack verkrochen, bekam ich noch Besuch von einem Hirsch oder Elch. Ich hörte ihn schon von weitem den Weg lang trappen. Vor dem Zelt blieb das Tier abwartend stehen und fauchte kräftig, als ich es verscheuchte. Mit einem gewaltigen Sprung war es ins Gebüsch geflüchtet um nach ca. 10 Minuten erneut fauchend wieder aufzutauchen. Erst am anderen Morgen sah ich, dass das Tier in der gewählten Fluchtrichtung nicht weiter konnte. Mir war es in der Nacht auch nicht ganz wohl in der Haut, hatten mir doch Indianer Wochen zuvor erzählt, dass Menschen von Elchen schon tot getrampelt wurden.

Von nun an folgte ich mehr oder weniger der nordpazifischen Küste nach Süden. Den freien Pazifik hatte ich noch nicht erblicken können. Nur das ferne Grollen liess mich die Naturgewalten erahnen, die unermüdlich gegen die schroffen Felsen schlugen. Für mich ging es in der waldreichen Gegend öfters die Hügel hoch und runter. Anstrengende Tage lagen noch vor mir. Hinter Raymond wurde am Donnerstag in der Wiese eines zum Verkauf angebotenen Haus gezeltet. Somit trennten mich nur noch 50km zum Columbia River, der seinen langen Weg hier endlich beenden kann und ins Meer strömt. Gleichzeitig bildet er auch die Grenze zu Oregon, die ich am Freitag überschreiten (fahren) wollte.

Gegen die Mittagszeit erreichte ich den Columbia River. Meine Güte, ist der in der Zwischenzeit, als ich ihn in Kanada in der Ortschaft Revelstoke überquerte, angewachsen! Von weitem sah ich schon die Brücke, die den Fluss überspannt. Das waren mehrere Kilometer zum anderen Ufer. Zudem war der Pannestreifen, wenn man die 30 cm bis zum Randstein so nennen will, auch nicht zum laut jubeln. Also Augen zu und durch!! Genervt durch den regen Verkehr erreichte ich auf der anderen Seite die Stadt Astoria und war damit im Bundesstaat Oregon.

Es war Mittwoch, der 5. Juli 2006 und ich war nicht in Stimmung zur Wochenteilung Grosses zu vollbringen. Spät genug, der grösste Teil des Nebels hatte sich schon aufgelöst, sattelte ich lustlos meinen Drahtesel und fuhr in Gedanken versunken weiter in Richtung Süden. Es hatte sich doch stärker abgekühlt und ich war ständig damit beschäftigt, die Jacke an- oder wenn es hoch ging auszuziehen. Nach 75 gefahrenen Kilometern gab ich auf.

Nun ging es durch eine Wildnis Oregons, die sich grandios in Szene setzte: zerklüftete, waldreiche Vorgebirge, mächtige Berggipfel, feinsandige Strände und gewaltige Klippen, an denen sich die Urgewalt des Ozeans entlädt – ein Spielplatz der Schöpfung!

An der Mündung des Nehalem Rivers schien der endlose Strand nur mir allein zu gehören. Mehr als zwei Stunden spazierte ich zwischen weissem Sand und wolkenverhangenem Himmel. Die See war rau und die Luft salzig. Gerne hätte ich noch einige Fotoaufnahmen geschossen, aber der starke Nebel, der vom Pazifik am späteren Nachmittag wie ein weisses Leintuch plötzlich hereinwehte, brachte mich zurück in die Realität und liess mich weiter in den wärmeren Süden ziehen. In der Nacht auf den 8. Juli war wieder ein grosser Hirsch vor meinem Zelt und stolperte über die Abspannseile. Sind die Tiere in Amerika aber aufdringlich!!

Am Sonntagmorgen trieb ein leichter Wind die letzten Nebelschwaden schnell zum Meer hinaus. Beim morgendlichen Tau werden die kleinsten Spinnennetze sichtbar und glänzen wie Diamanten in der Sonne. Das sind Naturschauspiele pur, wenn die Sonne auf die Klippen scheint und die Nebelschwaden darunter zum Wasser flüchten. Bei manchen Schluchten und Bergeinschnitten wird man auf Grund der Nebelszenarien an alte Edgar Wallace Filme erinnert. Hinter jedem nebelverhangenen Felsen erwartet man den Mörder mit dem Tod bringenden Messer in der Hand.

Zurück zur Realität. Bei mir waren es nur die riesigen Camper, die erbarmungslos mit oder ohne Gegenverkehr auf der relativ schmalen Küstenstrasse beängstigend nah an einem vorbei schossen. Jeder Chauffeur versuchte, den Schwung aus der Talfahrt für die Bergfahrt mit zu nehmen, um ohne herunter zu schalten die nächste Bergkuppe zu erreichen. Sicher sind die meisten dieser Droschken auch noch überladen. Ich hatte an

diesem Tag doch weit über 120km zurück gelegt und war am Abend k.o. Alles schmerzte mich. Angefangen bei den Fusssohlen, die brannten als wäre ich über glühende Kohlen gelaufen. Von den Knien ging ein stechender Schmerz aus und mein Hinterteil wollte sich einfach nicht an die ergonomische Fehlentwicklung eines Sattels gewöhnen. Ich hatte erneut Schmerzen im Rücken und meine Hände taten weh von der anstrengenden Fahrt. Das wäre am Abend der richtige Zeitpunkt für ein ausgedehntes Dampfbad gewesen. Ich musste jedoch leider mit einem feuchten Zelt vorlieb nehmen.

Tachostand nach 8 Wochen 5556 Kilometer

Kalifornien, Land der grossen Freiheit

9. Woche, 10. – 16. Juli 2006

Ich wollte meine Essensvorräte am Montagvormittag den 10. Juli bei einem Safewaymarkt ergänzen, als eine ausgewanderte Berlinerin mit ihrem Freund auf mich zusteuerte und ich ihrem Redefluss ausgesetzt wurde. Bei Fragen die sie mir stellte, wurde erst gar nicht auf die Antwort gewartet, sondern wie bei einem Bergbach, der mit unverminderter Geschwindigkeit den Berg herunter fliesst, weiter gesprochen. Das ist auch eine Art Begabung. Ihr Lebenspartner verstand nur „Bahnhof“ da er der deutschen Sprache nicht mächtig war und nickte ihr bei jeder Atempause (kurz bevor sie blau anlief) freundlich lächelnd zu. Das sah ein Blinder, dass die Beiden sich noch nicht so lange kannten, sonst hätte der Freund sicher schon ein Pflaster auf ihren Sprechapparat geklebt. Nach mehr als einer halben Stunde konnte ich sie endlich abwimmeln und im Supermarkt dann das nötigste einkaufen. In der Süswarenabteilung stand sie dann plötzlich wieder neben mir und belehrte mich über die in den Regalen angebotene Schokolade und welche ich kaufen sollte. Als ich sie endlich wieder abgewimmelt hatte, schaute ich nicht nur in den Gestellen nach Waren, sondern gleichzeitig nach der Nervensäge, die immer noch in meiner Nähe herum schwirrte. Nach dem Einkauf verdrückte ich mich erst einmal hinter dem Gebäude, ass Schinken mit Brot und trank eine Cola. Als sich meine strapazierten Nerven beruhigt hatten, wurde die Reise fortgesetzt, lange Zeit mit dem Gedanken, die Dame könnte mit ihrem Freund aus irgend einem Gebüsch am Strassenrand erneut auftauchen.

Nach einigen Kilometern verflogen jedoch diese Gedanken, denn ich musste zwei rechte Hügel mit jeweils 250m Höhe überwinden. Am Nachmittag fuhr ich noch einige Kilometer mit einem jungen Amerikaner, der von Seattle nach San Francisco wollte. In Waldport ging mir jedoch im wahrsten Sinne die Luft aus. Nicht wegen meiner Kondition, sondern vielmehr an meinem geplagten Hinterrad. An einer Tankstelle musste ich eine Zwangspause einlegen und den Schaden beheben. Da ein Brunnen vorhanden war und ich die Schadstellen schnell ausfindig machen konnte, wurden gleichzeitig die beiden defekten Ersatzschläuche repariert. Nach der Reparatur wollte ich noch als Goodwill Benzin für meinen Kocher in der Tankstelle kaufen. Der Verkäufer meinte, er dürfe mir in den Benzinbehälter keine brennbaren Flüssigkeiten einfüllen.

Ich meinte darauf hin, dass ich selber die Benzinflasche füllen würde, worauf er mich ganz entsetzt ansah und meinte, dass es sein Job sei. Also kein Benzin in Oregon? An der nächsten Tankstelle wurde das Spielchen wiederholt, nur dass ich gleich den Benzinschlauch in die Hand nahm. Das war ein grosser Fehler! Der Tankwart dachte sofort, ich würde ihm seinen Job wegnehmen und rang nach Worten, die ihm im Hals stecken blieben. Ich erklärte ihm vorsichtig, dass ich nur Angst hätte, er würde in eine Einliterflasche zwei Liter hineinpresse wollen, was bei einer früheren Reise in Norwegen auch nicht gelang und sich ein grosser See damals auf dem Betonboden ausbreitete. Souverän und mit künstlerischem Geschick füllte er mir dann theatralisch meine Benzinflasche, was mit einem besonderen Dank meinerseits gewürdigt wurde.

Jetzt noch ein Tipp für Radler, die wie ich wild campen wollen und keinen geraden, ebenen Platz finden. „Geht zu einem Flugplatz“. Ich habe es an diesem Abend so gemacht und konnte sogar noch das abgemähte Gras unter mein Zelt schaufeln. Ich habe geschlafen wie im 7. Himmel.

Am Morgen war es dann aber deftig neblig. Mein Zelt war „pitsche, patsche nass“ und musste in den sonnigen Mittagsstunden ausgebreitet werden, damit es am Abend wieder bewohnbar war. Von einem Visitorpoint konnte ich die ersten Seelöwen bestaunen, die sich träge in der Sonne räkelten.

An einem See, hinter der Ortschaft Reedsport, schlug ich mein Lager auf und nahm ein kurzes Bad. In den letzten trüben Tagen hatte sich die Brut der Mücken geradezu prächtig entwickelt, nun auf der Suche nach Nahrung, umschwirrten sie mich zu Hunderten. Ich lieferte mir einen heftigen und erbitterten Kampf, erbarmungslos streckte ich sie zu Dutzenden nieder. Mein Schwert (in diesem Fall mein Taschentuch) durchschnitt die Luft mit einem Pfeifen und traf meinen Gegner noch im Flug. So rollten die Köpfe, und ich stand in einem Berg von Leichen auf der Isomatte. Doch dieser Kampf erwies sich als aussichtslos. Zu groß war die Übermacht meines Gegners - für einen, den ich niederstreckte, kamen zwei neue Mücken aus der Reserve. Außer Atem und völlig erschöpft musste ich mich geschlagen geben und den Rückzug antreten. Auch ich hatte unter den Kampfhandlungen gelitten: mein Körper war übersät mit Einstichstellen und Schwellungen. Schnell schlug ich das Zelt auf, mit der Gewissheit, zumindest in der nächsten Zeit erst einmal nicht wieder an einem See zu nächtigen. In der Sicherheit meiner Burg hörte ich noch lange die Geräusche ihrer Flugbewegungen, wie sie lauernd ihre Runden drehten.

Ausser einem Platten am Hinterrad und kühler Witterung war eigentlich nichts Erwähnenswertes zu berichten. Ich war relativ schnell am Morgen unterwegs und war gerade eine Steigung hochgefahren, da sah ich einen Rastplatz, den ich ansteuerte. Ein weiterer Amerikaner mit Gattin fragte mich, wie alle anderen auch, wo ich denn gestartet sei. Ich sagte ihm, dass ich am 17. Mai in Anchorage gestartet sei. Darauf er: „Wo ist das“? Da blieb mir fast die Luft weg, aber nicht von der Bergfahrt. Warum fragen denn diese Geografie-Tiefflieger erst und wissen anschliessend erst nicht, wo sich diese Stadt befindet. Mit grossem Einfühlungsvermögen erklärte ich dann, dass es relativ weit im Norden liegt und der dazu gehörende Bundesstaat Alaska sei. Sollte mich noch einmal einer in diese Richtung fragen, habe ich mir vorgenommen als Ausgangspunkt „Washington“ anzugeben. Das sollte doch jeder kennen!

Trotz des kühlen, trüben Wetters war der Tag erneut ein voller Erfolg. Vor der Ortschaft Bandon wurde gezeltet und zur Belohnung gab es als Spaghettiabwechslung Fisch mit Kartoffelpüree. Schmeckte lecker!

Der Donnerstag war gezeichnet von Sprühregen, Kälte und Nebel. Richtiges „Zuhausebleibwetter“, was ich auch am frühen Nachmittag, auf dem Tacho beim Zelt aufstellen hinter Orford, ablesen konnte (45km, ein sogenannter Negativrekord). In dem Fall hätte ich am Morgen erst gar nicht starten müssen. „Macht ja nichts, dafür bin ich Morgen ein bisschen früher in Kalifornien, und da wird sowieso alles besser“, dachte ich.

Am Freitag, den 14. Juli 2006 überquerte ich die Grenze zu Kalifornien! „Viele Amerikaner glauben, dass man wirklich erst dann am Ziel seines Lebens angekommen ist, wenn man endlich in Kalifornien lebt, im Land der ganz grossen Freiheit ...“ hab ich in einem alten GEO Spezial gelesen, und „Lonely Planet“ kündigt in seinem Reiseführer einleitend an: „... California will provide you with dreams enough for a lifetime!“ WOW! Das weckt hohe Erwartungen, die erst einmal erfüllt werden wollen. Soviel schon vorneweg: Sie werden es!

Gleich südlich der Grenze tauche ich in eine dramatische Naturszenerie ein. Hier stehen die letzten Bestände der Redwood Forests, die einst die gesamte kalifornische Küstengebirgsregion beherrschten. Redwoods gelten als die höchsten Bäume der Welt. Einige Exemplare werden über 100 Meter hoch und erreichen ein Alter von bis zu 2000 Jahren. Doch das sind Zahlen, und die vermögen nicht wiederzugeben, welche majestätische Schönheit diese Bäume umgibt. Im Prairie Creek Redwood State Park wanderte ich hinein in einen Wald, der seinesgleichen sucht.

Wie Säulen steigen die Bäume in den Himmel. Die nackten Stämme öffnen sich erst weit oben zu einer gewaltigen Krone, formen ein erhabenes Gewölbe, in dem ein komplexer Mikrokosmos existiert. Zahlreiche Pflanzen finden dort oben einen Nähr-„boden“. Auf einer Tafel war zu lesen: 13 verschiedene Arten umfasst dieses Biotop im Dach des Waldes, darunter auch wieder junge Redwoods. In der Krone eines einzigen Baumes im State Park zählt man 148 Triebe, die hier in luftiger Höhe selber gewaltige Ausmaße erreichen können, und wiederum neuen Lebensraum schaffen für Pflanzen und auch Tiere, die nie hinabsteigen auf den Grund, über den wir da wandern. So entsteht fünfzig Meter über dem Boden ein zweiter, artenreicher Wald, eine neue Generation, getragen von den eigenen Ahnen. Wenn es denn einen gestaltenden Schöpfer gibt, so erschuf er hier sein Meisterwerk, eine Kathedrale von erhabener Schönheit. Den ganzen Tag verbringe ich in den Wäldern, besteige auf schmalen Pfaden steile Höhen, durchwate kristallklare Bachläufe und höre in der Ferne das Grollen des Pazifiks. In Jahrmillionen ist hier eine Welt entstanden, die der Mensch – nein, die der europäische Einwanderer mit seinem göttlichen Auftrag, sich die Erde Untertan zu machen - in weniger als 200 Jahren fast vollständig vernichtet hat. Ganze vier Prozent der einstigen Redwood Wälder sind erhalten geblieben!

Es sind immer wiederkehrende Rituale, die dem Unterwegssein einen Hauch von „Normalität“ und „Alltäglichkeit“ verschaffen: mein Aufbau des Lagers am Abend z.B. läuft nach einem eingespielten Muster ab, ebenso der Abbau am nächsten Morgen. Das ist gut so und wichtig aus zweierlei Gründen: erstens erleichtert es das Reisen ungemein (die ganze Auf- und Abbauprozedur erledigt sich in null Komma nix). Zweitens stelle ich fest, dass - gerade weil es ja auf solch einer Reise keinen Alltag gibt - ich gerne an solchen routinierten Abläufen festhalte. Sie bilden in einer ständig wechselnden, fremden Umgebung quasi das vertraute, verlässliche Element. Mein Frühstück folgt solch einem Ritual:

Ich schäle mich morgens bei Sonnenaufgang aus dem Schlafsack und der erste verschlafene Blick ist der momentanen Wetterlage gewidmet. Dann wird der Benzinkocher im Freien aufgestellt und vorgeheizt. In der Zwischenzeit wird Wasser in den Kochtopf gefüllt und auf die Kochplatte gestellt. Dann werden Marmeladestullen geschmiert und das heiße Wasser in die Thermoskanne gefüllt. Der Wasserrest wird für die morgendliche Toilette benötigt. Beim Frühstück wird der Schlafsack, wenn es das Wetter zulässt, gelüftet. Die Abbau- und Beladungsprozedur wird im gleichen Rahmen abgewickelt. Das Fahrrad in der Hand wird noch ein letzter Blick auf den verlassenen Zeltplatz geworfen und ein Check des Tachos durchgeführt...und dann kann der Tag beginnen!

So gestaltete sich auch der Sonntagmorgen (16. Juli 2006). Ich hatte südlich von Orick, auf einer Klippe mein Nachtlager aufgestellt und konnte die ganze Nacht das Grollen und Tosen der aufgebrachtten See hören und bin nach der morgendlichen Zeremonie etwas erschöpft losgefahren. In dem hügeligen Gelände war der Highway 101 relativ schmal und kurvenreich. Die Pannestreifen waren schon lange verschwunden. Zudem fahren die Amerikaner teilweise mit übergrossen Stollenreifen, dass man schon bei dem Krach, den die Reifen verursachen, Angst bekommt. Zudem sprechen die überdimensionierten Achsen auch nicht für des Radfahrers Sicherheit. Beim Anblick eines solchen Vehikels muss man zum Schluss kommen, dass der Besitzer abseits der Strasse, 100km in der Wüste wohnt und nicht anders zu seinem Heim kommen kann. Ich sagte mir „Jedem Kind sein Spielzeug“

Nachmittags erreichte ich Eureka und hatte grossen Hunger. In einem Supermarkt wurde der Vorrat aufge bessert und an einem, neben der Kasse befindlichen Mexikanerimbiss, Taccos gegessen. Dabei fiel mir auf, dass ich seit langem wieder jemanden herzlich lachen hörte. „Also gibt es das auch noch“ dachte ich und drehte mich zu den aufmunternden Geräuschen um. Es waren zwei junge Mexikanerinnen, die sich aufgeregt unterhielten.

Tachostand nach 9 Wochen 6245km

Den Montagvormittag verbrachte ich erneut bei starkem Verkehr auf dem Highway 101. Nach längerer Bergfahrt erreichte ich den Hgw1, der mich in Küstennähe weiter nach Süden bringen sollte. Ich dachte, dass es bei der Abzweigung gemütlich zum Meer gehen würde und war enttäuscht, als es nach 350m Bergfahrt noch einmal 300m hoch ging. Danach kam jedoch eine höllische Talfahrt, die mich praktisch auf Meereshöhe brachte. Anschliessend ging es wieder bergwärts und bei 231m Höhe, kurz vor dem Erreichen des höchsten Punktes, verliessen mich die Kräfte. Mit relativ vielen Kilometern und Höhenmetern in den Beinen fand ich einen schönen Platz im nahe gelegenen Wald.

Nachdem ich am Dienstagmorgen die letzten Meter bis zur Passhöhe erreicht hatte, ging es logischerweise abwärts. Aus einer anfänglich gemütlichen Talfahrt wurde jedoch eine immer brutaler und gefährlicher werdende Höllenfahrt. Teilweise war die Strasse an der Seeseite so stark beschädigt, dass ich nur im Schrittempo weiter fahren konnte und mich wirklich nur auf die Strasse konzentrieren musste. Um die prächtige und eindrucksvolle Landschaft zu bewundern, machte ich öfters Stopps an den einzelnen Visitor points. Das eindrückliche Grollen der Naturgewalten und die aufsteigende, salzhaltige Gischt sind faszinierende Momente.

An den Visitor points nehmen es die Amerikaner lockerer. Sie fahren bis zum Rande der Klippen, machen kurz einen langen Hals und fahren weiter. Sollte jemand jedoch auf die Idee kommen auszusteigen, merkt man an dem watschelnden Gang sofort, dass die Person des Laufens unkundig ist und sich höchstens bis zum 5m entfernten Sicherheitszaun schleppen wird. Ich habe Amerikaner erlebt, die auf den Campingplätzen zur 50m entfernten Toilette mit dem eigenen Auto fahren. Daher bin ich zu der festen Überzeugung gekommen, dass es in einigen Jahren irgend einmal in Amerika zu einer Mutation kommen wird, wo das Auto bei der Geburt den neuen Erdenbürgern gleich an ihrem Allerwertesten angewachsen sein wird.

Nachdem ich dann auf Meereshöhe angelangt war, wurden die Hügel sanfter und zwangen mich nicht mehr zu starken Bremsmanövern. Gegen Abend war dann mein Gangschaltungskabel für den vorderen Zahnkranz an der Reihe und brach. Ärgerlich daher, da ich keinen Ersatz hatte und bis San Francisco warten musste. Bei der allgemeinen Fahrradkontrolle am Abend stellte ich noch fest, dass mein Zahnkranz vorne wackelte. Da staunte ich nicht schlecht. Jetzt musste ich in S.F. eine Grossrevision einplanen. Nachdem das Zelt vor dem Ort Porto Arena stand und ich im Schlafsack verschwunden war, kreisten immer noch die Gedanken über das Desaster mit meinem Fahrrad. Was mache ich in Mexiko, wo es keine Ersatzteile gibt oder schwer zu beschaffen sind?

Frisch gewagt ist halb gewonnen! So startete ich in den neuen Tag und fuhr nur noch mit der vorderen grossen Übersetzung durch die Gegend. Wenn es zu steil wurde, musste ich schieben. Das wiederum kam meinem Hinterteil zu gute und er konnte sich in den einzelnen Marschphasen regenerieren.

Nach wenigen gefahrenen Kilometern sah ich ca. 150m vor mir eine Radfaherin aus einem Campground herausfahren. Ich folgte ihr und kam ihr mit der Zeit beachtlich näher. Ich wollte gerade zum Überholen ansetzen, als es leicht bergwärts ging und sie in den Pedalen stehend, den Berg in Angriff nahm. In dem Moment dachte ich: „ach, wieder eine 20 jährige amerikanische Studentin, die Angst hat, dass sie Fett ansetzen könnte und daher eine kleine verlängerte Wochenendausfahrt unternimmt“, und liess sie von dannen ziehen. Nach wenigen Kilometern, ich kam gerade einen Hügel herauf, stand sie am Strassenrand und bestaunte ihr Fahrrad. Nachdem ich sie fragte, ob ich ihr helfen könnte, meinte sie: „wir können uns auch deutsch unterhalten“. Beim weiteren Gespräch stellte sich heraus, dass sie von Vancouver nach San Diego unterwegs war, aus Hessen stammt und 57 Jahre alt war. Da kann man mal sehen, wo die Vorurteile hinführen können.

Zusammen fuhren wir zum nächsten Ort und tranken einen Kaffee. Bei den weiteren Gesprächen stellte ich fest, dass sie eine grosse Verehrerin von „Lonely Planet“ war. Wenn Lilo, so hiess die Stramplerin, das Buch aufschlug, hatte es starke Ähnlichkeit mit einem Pfarrer, der die Bibel öffnet. Ich kannte bis zu dem Zeitpunkt diesen Reiseleiter in Buchform noch nicht und war erstaunt, wie umfangreich und ausführlich die ganze Küste beschrieben war. Sie erzählte von Campgrounds, in denen man als Hiker oder Biker nur 3\$ zahlen muss und noch dazu warm duschen kann (hatte ich einen so starken Geruch?). Das wollte ich mir doch nicht entgehen lassen und fragte, wo denn die nächsten Plätze wären. Lilo wusste dank ihrem Buch

bestens Bescheid und so fuhren wir zusammen (Lilo immer voraus) zum nächsten Campground, den wir um ca. 17 Uhr erreichten. Es bewahrheitete sich: 3\$ für jedes Zelt und warm Duschen war an diesem Tag in dem Preis eingeschlossen. Zudem konnte ich meine Spaghetti mit Currysosse, die es zum Nachtessen gab, an einem Tisch sitzend geniessen.

Nach dem Frühstück (wieder am Tisch), fuhren wir am Donnerstag zeitig los. Ungeahnte Hügelchen und Hügel wurden trotz meinem Handicap mit der Schaltung bewältigt. Lilo war auch an diesem Morgen wieder erpicht darauf, einen Kaffee in einer Bäckerei zu trinken und eine zuckerstrotzende Blätterteigschnecke zu naschen. Ich war auch nicht abgeneigt ein Muffin zu verschlingen, obwohl ich auf dem Zeltplatz schon ein deftiges Frühstück hatte. An diesem Morgen hatten wir einen richtigen Bikerstützpunkt erwischt. Im Laufe der Kaffeepause gesellten sich sicher 15 Biker zu uns und noch mehr fuhren an dem Kaffee vorbei, oder kauften im gegenüber liegenden Kaufladen Proviant ein. Im Kaffee wurde unterdessen heftig diskutiert über Route, Gangschaltung und Reifen. Nach der Stärkung ging es erst einmal kräftig den Berg hoch. Jetzt merkte man beim Fahren doch, dass man sich in südlichen Regionen aufhält. Die nahe gelegenen Hügel waren nicht mehr in dem satten Grün wie vor ein paar Tagen und den Wassermangel konnte man an jedem Halm erkennen. Fuhr man in eine Senke oder Tal, war man von den Düften der Eukalyptusbäume umgeben. Jetzt musste auch bei den Pausen eine grössere Menge getrunken werden. Lilo wollte keinen Meter von ihrem Lonely Planet Kurs abweichen und zückte nach jeder Kreuzung die Reisebibel. Mir war es eher egal. Ich sagte mir, solange die Kompassnadel nach Süden zeigt, ist alles o.k. Ich muss jedoch erwähnen, dass sie meistens Recht hatte mit den Wegen, denn wir kamen

abseits des grossen Verkehrs immer näher an S. F. heran. Sie wusste natürlich auch, wo der Hiker/Biker Campground sich befand. Nach dem Entrichten der Gebühr von 2x3\$ für die Zelte, wurde wieder warm geduscht. Dieses mal musste ich jedoch 25c in den Automaten werfen. Luxus hat eben seinen Preis!

Der Freitag lief eigentlich im gleichen Rahmen ab. Wie bei einer Zeremonie wurden nach dem Frühstück die Zelte demontiert und die Fahrräder bepackt. Am Ausgang des Campgrounds wurde langsam losgefahren, um wenig später in den Jagdtrieb zur nächsten Bäckerei auszuarten. Bei einem ausgedehnten Kaffeehalt erzählte mir Lilo viel von ihrer Familie (kam etwa das Heimweh in ihr hoch?) und von den früheren Reisen mit dem Fahrrad in Neuseeland und Australien, die sie auch alleine und nur mit Lonely Planet bewaffnet, durchgeführt hatte. Ich fand das doch ziemlich mutig und ungewöhnlich für eine Frau. An diesem Tag plauderten wir mehr als dass wir gefahren sind. Wir hatten es nicht eilig, denn wir standen vor den Toren von San Francisco. Am nächsten Tag wollte Lilo nach Angel Island wo sich auch ein Hiker/Biker Campground befinden sollte, und ich wollte zu meinem Bruder nach Richmond. So steuerten wir am späten Nachmittag den Campground vor der Ortschaft S. Anselmo an, der schön in einem Wald gelegen war.

Am Samstagmorgen fuhren wir früh los, damit jeder von uns seine Bleibe vor dem Eindunkeln erreichen konnte.

In San Rafael verabschiedeten wir uns, und ich konnte nach langem Suchen des Busbahnhofes mit einem Shuttlebus über die San Rafaelbrücke nach Richmond fahren. Mit dem Stadtplan in der Hand wollte ich in Richmond vom Buschauffeur wissen, in welche Richtung ich fahren muss, um zur Moran Ave. zu kommen. Die Richtung auf der San Pablo Ave. konnte er mir sagen, doch auf der Karte war es die falsche Ausgangslage. Nun suchte ich statt auf der linken Strassenseite auf der rechten Seite, was zur Folge hatte, dass ich lange Zeit in dem Quartier umher irrte, bis ich das Haus fand. Mein Bruder befand sich zu diesem Zeitpunkt noch in den Ferien in Peru und so musste ich mich selber in seinem Haus einrichten. Mit Auspacken, Einkaufen und Waschen verbrachte ich den angebrochenen Abend. Nun wurde die geglückte Landung noch mit einem kräftigen Schluck aus der Rotweinflasche besiegelt. San Francisco, ich bin da!

San Francisco, Yosemite- und Sequoiapark

11. Woche, 24. - 30. Juli 2006

So, nun bin ich also doch noch in San Francisco gelandet! Am Sonntag wurde erst einmal so richtig ausgeschlafen. Mein Bruder, der sich noch in den Ferien in Peru befand, hatte alles sehr gut vorbereitet. Nach dem ersten Rundgang in dem Wohnquartier wurde eingekauft und die Wäsche gewaschen. Überraschenderweise liess sich mein Brüderchen schon am Montag blicken, obwohl er den Mittwoch als Termin angegeben hatte. Die Freude war gross. Wir gingen am Nachmittag noch zu seiner Freundin nach Concord und feierten das Wiedersehen mit ein paar Bierchen. Dort beschlossen wir auch in den Yosemitepark zu fahren. Am Dienstagmorgen ging es los.

Von San Francisco aus fuhren wir nach Osten über Sacramento zum Lake Tahoe. Die Strasse wand sich steil aufwärts und der höchste Punkt war bei ca. 2000m erreicht. Leider fanden wir in der Hochsaison keinen Zeltplatz und so mussten wir nach Carson City fahren und in einem Motel übernachten. Am Osthang der Sierra Nevada ändert sich innerhalb weniger Kilometer die Natur dramatisch: Waren wir eben noch von üppigen sommerlichen Farben umgeben, so tauchten wir jetzt in karges Buschland ein. Noch einmal fuhren wir über einen Höhenzug auf 2.000 Meter hoch, dann stürzten wir nicht nur in geologische, sondern auch in lasterhafte Abgründe: wir erreichten nach zwei Stunden Fahrt die Glitzerwelt Carson City - es war, als betreten wir eine andere Galaxie! Nach einem Espresso, der mir die Schuhsohlen hochklappen liess, wanderten wir durch die Strassen und begegneten fettleibigen Spielern mit einer halbvollen Whiskyflasche. Nach einem kurzen Besuch in einem der Spielcasinos (-5\$) gingen wir zurück zum Motel. Müde von den abwechslungsreichen Eindrücken des erlebten Tages sanken wir in die Kissen.

Der Mittwoch war erneut ein sehr erlebnisreicher Tag. Am Valley View Lookout eröffnete sich uns ein fantastischer Blick hinunter ins Yosemite Tal. Wir durchwanderten einen Naturpark, dessen satte Farben zu explodieren schienen und bestiegen felsige Bergformationen, über die sich malerische Wasserfälle hinabstürzten. Was für eine üppige, verschwenderische Szenerie! Der Tioga Paß nördlich des Tales brachte uns auf Höhen von über 3000 Metern. Wir genossen mannigfaltige Aussichtspunkte und wanderten zu einem Wasserfall hinauf. Anschliessend besuchten wir den Sequoiapark mit seinen gigantischen Bäumen. Man kommt sich wie ein Zwerg vor beim Ausmass dieser Riesen. Unglaublich was die Natur hier vollbracht hat.

Am späten Nachmittag fuhren wir den kurvigen Highway 120 hinunter. Die Straße windet sich in vielen Serpentinaen sachte von der Sierra Nevada hinab auf Meereshöhe. Um Mitternacht hatten wir Richmond erreicht. Es waren begeisternde zwei Tage. Danke Brüderchen.

Die nächsten drei Tage fahre ich mehrheitlich in die City von San Francisco. Mit der U-Bahn BART erreiche ich San Francisco und erliege schon beim Hineinfahren dem unvergleichlichen Charme dieser Stadt: An vielen der mehr als 40 Hügel reihen sich viktorianische Häuser aneinander, Wasser umgibt die Stadt von drei Seiten, die Golden Gate Bridge gilt zu Recht als die schönste Brücke der Welt. Ca. 800.000 eigenwillige Menschen leben hier und pflegen eine farbenfrohe Kultur, die so manche kreativen Energien in die Welt hinausgetragen hat: Beat, Hippies, Flower Power, peace and love, hetero- und später homosexuelle Revolution – alles Impulse, die hier ihren Ursprung fanden. „San Francisco“, lese ich in einer Zeitschrift, „hat immer schon Außenseiter angezogen, es ist einer der wenigen Orte, wo Freaks belohnt werden, und wo normal sein unnormal ist.“

Zu Fuß oder mit der Cable Car, diesem ebenso charmanten wie antiquierten Bahnsystem, erkunde ich Chinatown, North Beach, Russian Hill und Haight-Ashbury, die Wiege des „Summer of Love“; ich besuche das San Francisco Museum of Modern Art und das fantastische Asian Museum; ich trinke einen Kaffee im Coffee Shop an der Ecke und bleibe in kleinen, kitschbeladenen Restaurants entlang der Fishermans Wharf hängen. Es dauert nicht lange, und ich fühle mich nicht als außenstehender Beobachter, sondern als integrierter Teil dieser multikulturellen Gesellschaft. Nach drei tollen Tagen in

der Stadt steht auf meiner (zugegebenermaßen ziemlich umfangreichen) Liste der „Hier-könnt-ich-leben-Orte“ San Francisco an prominenter Stelle.

Nun musste ich mich wieder für die Weiterfahrt in Richtung Süden vorbereiten. Mein Fahrrad war in einer Werkstatt repariert worden, dabei wurden die hintere Antriebskaskade und die Kette ausgewechselt. Zudem wurde die lockere Kurbel mit den Zahnkränzen ersetzt und ausser anderen Kleinigkeiten die gebrochene Speiche erneuert.

Auf nach Süden

12. Woche, 31. Juli - 6. August 2006

Der Montag verlief mit Packen und Waschen. Am Dienstagmorgen ging es weiter Richtung Golden Gate Brücke. Die erholsamen Tage waren vorbei und es ging mit „Beine strecken“ auf dem Rad über steile Hügel in Richtung Half Moon Bay. Mit dem Shuttle Bus fuhr ich über die Rafaelbrücke und genoss noch einmal einen herrlichen Blick über die Bay Area.

Nach längerer Irrfahrt erreichte ich das träumerisch vom Wasser eingebettete Fischerdörfchen Sausalito. Von dort ging es hinauf zur Golden Gate Brücke. Meine Güte, war da etwas los. Die Menschen drängten sich in grossen Scharen auf der Brücke. So muss es wohl bei der Einweihung auch zugegangen sein.

Nach weiteren zwei Stunde war Half Moon Bay in Sicht. Es war durch die Fahrt über die einzelnen Hügel doch ein anstrengender Tag. Schnell wurde das Zelt aufgebaut, denn man merkte, dass man sich schon in südlichen Gefilden befindet. Es wurde früher dunkel als im Norden.

Ich hatte in der Nähe des Strandes gezeltet und merkte am Morgen, dass der Dampf irgendwie draussen war. Unmotiviert schwang ich mich auf den Drahtesel. Das trübe, neblige Wetter, aus dessen Wolken sich auch noch ab und zu ein Sprühregen löste, trug auch nicht zu einer positiven Stimmung bei. Ich kämpfte mich durch die hügelige Küstenlandschaft und war abends ziemlich auf dem Hund. War wohl nicht mein Tag.

Am Abend hoffte ich, dass das Wetter sich am nächsten Tag wieder von der freundlicheren Seite zeigt. War aber nicht so. Bei der Fahrt auf dem 17 Miles Drive winkte nur kurzzeitig die Sonne hinter dem Nebel hervor. Ich wusste aber, „es gibt sie noch“.

Die Häuser jedoch, die man hinter den hohen Zäunen erblickte, entschädigten für die trüben, landschaftlichen Eindrücke. Mächtige Villen auf der rechten und linken Strassenseite. In der Schweiz würde man nicht schlicht 17 Meilen Strasse sagen. Hier wäre es die „Protzenalp“. Wenn man weiss, mit welchen primitiven Mitteln diese Prachtbauten aufgestellt wurden, ist man froh, keinen stärkeren Wind in den Innenräumen erleben zu müssen. Von aussen sieht die Pappe jedoch sehr massiv aus.

Auf der Strasse traf ich dann noch einen Businessradler mit einer Toppausrüstig auf seinem Rennrad. Er fragte mich mit seinem weissen Rollkragenpullover, woher und wohin. Ich las aus seinen Gesichtsausdrücken ab, dass er, nachdem ich ihm alles ausführlich erklärt hatte, neidisch wurde. Das bereitete mir natürlich besondere Freude. Ich setzte noch einen oben darauf und schwärmte von der Einsamkeit in Alaska, den vielen Bären und den landschaftlichen Schönheiten. Der Neid war ihm ins Gesicht geschnitten, als wir uns nach einer guten halben Stunde verabschiedeten und er sich auf seinem Luxusrad davon machte. Ich merkte förmlich, wie er beim Davonfahren über den Sinn des Lebens nachdachte. In Santa Cruz rammte ich dann am Abend die Heringe zur Befestigung meines Zeltes in den Boden. Ich war umgeben von Eukalyptusbäumen, die einen angenehmen, einschläfernden Duft ausströmten.

Am Donnerstag fuhr ich beizeiten los, um Monterey am frühen Nachmittag zu erreichen. Das Wetter zeigte sich von der angenehmeren Seite, und es machte wieder Spass zu radeln. Bei dem schönen Wetter fiel mir gar nicht auf, dass die Hügel immer noch vorhanden waren. Ich erreichte die Stadt früh und konnte eine schöne Stadtbesichtigung verwirklichen. Im Hafenviertel wurde zwischen den Segeljachten ein Kaffee getrunken und anschliessend ein Zeltplatz gesucht. Uii, uii ging es da aber den Berg hoch. Nachdem ich das Fahrrad eine halbe Stunde den Berg hinauf geschoben hatte, merkte ich, dass ich ja noch nichts gegessen hatte und auf dem Berg weder ein Supermarkt noch ein Restaurant vorhanden waren. Ich versteckte mein Gepäck im Gebüsch und fuhr wieder den steilen Berg zur Innenstadt hinunter. Bewaffnet mit Obst, Brot und Käse ging es dann wieder zu meinem zurückgelassenen Gepäck. In luftiger Höhe mit sehr guter Aussicht verbrachte ich den Abend und die Nacht in einem kleinen Wäldchen.

Ich hatte eine Adresse vom Pfeiffer Staatspark, wo ich für 3\$ zelten und duschen konnte. Obwohl ich am Freitag 90km fuhr, war es doch ein lockerer Tag. In der Zwischenzeit war das Thermometer beträchtlich in die Höhe gestiegen und mit etlichen Schweissperlen auf der Stirn erreichte ich am Nachmittag den Zeltplatz. Ich muss sagen, es war einer der schönsten Plätze! Idyllisch in einem Wald gelegen verbrachte ich dort zwei Tage, um mich zu regenerieren, waschen und kleine Erkundungsausflüge in der berausenden Landschaft zu machen. Hier stürzte die Sierra de Salinas mit ihrer schroffen Küstenregion ins Meer und ich konnte zu schönen Aussichtspunkten gehen. Auf dem Zeltplatz fanden sich zum Abend noch andere Radler ein. Ich unterhielt mich eine lange Zeit mit einem holländischen Pärchen, das von Feuerland kam. Sie wollten den Winter in Vancouver verbringen und im Frühling weiter nach Norden fahren. Es waren sehr nette Leute, die mir lang und breit die Vorteile ihrer Räder erklärten. Sie waren der gleichen Meinung wie ich, dass wir uns in einer Höchstpreisgegend befanden. Im Vergleich sind da sogar die Preise in der Schweiz auf einem bescheidenen Niveau.

Mein nächstes Etappenziel sollte am Sonntag das 120km entfernte Örtchen San Simeon sein. Ich musste mehrere Male mein Rad anhalten, um die Eindrücke an der Küste zu geniessen. Ich unternahm einen längeren Spaziergang zu den See-Elefanten und genoss Wind und Wasser. Beim Anblick der Tiere ist man schon erstaunt über deren Ausmasse. Faul lagen sie in der Sonne, um ihre Flossen zu wärmen. Dies war auch nötig, denn das Wasser war auch für normale Warmblütler immer noch zu kühl zum Baden.

Am Abend leuchteten noch die letzten Sonnenstrahlen zum Trocknen auf das Zelt. Die 12. Woche war abgeschlossen und mein Tacho zeigte beim herrlichen Sonnenuntergang auf 6159 km.

Kaliforniens Garten Eden

13. Woche, 7. - 13. August 2006

Gemütlich machte ich mich auf die Socken in Richtung Morro Bay es wurde ein gemütlicher Tag. Am Strand räkelten sich die Seelöwen und ich schaute ihnen die längste Zeit zu, wie sie ihr Sonnenbad genossen. Manchmal kam es zu Auseinandersetzungen mit ihren Artgenossen, die auch ein warmes Plätzchen ergattern wollten.

In der schön gelegenen Bucht mit ihren Segelbooten stellte ich das Zelt auf und bestieg anschliessend einen Hügel, um den Sonnenuntergang besser beobachten zu können. Die Sonne neigte sich glutrot, langsam und immer schneller werdend zum Meereshorizont, um anschliessend in ihn einzutauchen. Ich dachte an Europa, wo die Menschen in wenigen Stunden wieder umherwuseln und dem Sicherheitsdenken folgend, ihrer Arbeit nachgehen, um neue Lebensversicherungen abschliessen zu können. Und ich sitze hier sorglos auf dem Felsen, beobachte die Segelschiffchen, die sich leicht in den Wellen wiegen und lausche dem leisen Plätschern an den Felsen. Das geht ja schon beinahe ins sentimentale, und morgen stand die entfernte Stadt Lompoc auf dem Programm. „Also ab in die Federn und am Morgen frisch weiter“.

Nachdem ich das verträumte Städtchen Morro Bay verlassen hatte, wand sich die Strasse durch das karge Küstengebirge stetig aufwärts ins Landesinnere. Anschliessend, ich hatte die Höhen erklommen, wechselte abrupt das Landschaftsbild und aus dem, von der Sonne verbrannten, dünnen Grasland wurden in sattem Grün scheinende, gigantische Erdbeerfelder. Die riesigen Plantagen reichten dabei bis zum Horizont und Scharen von mexikanischen Gastarbeitern waren dabei, die Früchte zu ernten. Ich half ihnen ein bisschen dabei. Der Unterschied bestand einzig darin, dass meine Ernte nicht für den Verkauf bestimmt war. Nachdem sich im Magen ein Sättigungsgefühl einstellt hatte, zog ich weiter. Dabei bemerkte ich, dass bei meiner Ernteunterstützung kein einziges Vögelchen gezwitschert hatte. Im Stillen dachte ich, ob ich wohl auch bald aufhören werde mit dem Gezwitscher bei so viel Chemie.

Es wurde wieder einmal richtig heiss und schattige Plätzchen waren nur selten anzutreffen. Vor einer Verladestation für Südfrüchte hatte ich wieder mal einen Platten am Hinterrad. Es machte richtig Vergnügen, unter der schattenspendenden Palme das Rad zu reparieren. Nach dieser Erholungspause musste ich mich dann aber doch sputen, um wenigstens in die Nähe von Lompoc zu gelangen. Die kleinen Städtchen, die am

Wege lagen, waren fest in mexikanischer Hand. Ob im Supermarkt oder auf der Strasse herrschte „Mexiko live“. Am späteren Nachmittag bog ich in die stark befahrene Hauptstrasse ein, die in Richtung Lompoc führte. Nach einer Stunde Fahrt suchte ich mir vor Lompoc einen geeigneten Platz für meine Behausung und war froh, dem lärmigen Verkehr entronnen zu sein.

Am Mittwochmorgen merkte ich, dass mir ein Fahrradpause gut tun würden. Ich schleppte mich so recht und schlecht über die Hügel, die mich wieder zum Meer bringen würden. Mittags war das Meer in Sicht und ich beschloss, mich ein bisschen am Strand auszuruhen. Beim Radeln entdeckte ich einen Staatspark Campground und entschloss mich dort zu bleiben. Es war der super gelegene Refugio Beach Campground. Wiederum musste ich nur 3\$ für einen Tag zahlen und konnte dazu kostenlos duschen. Was will man mehr! Vom Zelt zur Beach waren es gerade einmal 30m. Ich hatte also „Zimmer mit Meersicht“. Schnell wurde das Zelt aufgestellt und dann ging es ins Wasser. Grosse Brecher überspülten den Sandstrand und nur mit grossem Geschick und vor Kälte auf die Zähne beissend gelang es mir, tieferes Wasser zu erreichen. Nach einigen Minuten war wohl meine Hautoberfläche soweit unterkühlt, dass ich die Kälte des Wassers nicht

mehr spürte. Es machte richtig Spass, den grossen Wellen zu trotzen. Müde vom Schwimmen, genoss ich noch eine zeitlang die Sonne auf dem warmen Sand, bevor ich zum Zelt zurück schlenderte. Nachdem ich geduscht und gegessen hatte, setzte ich mich ein bisschen an den Strand und sah zu, wie die Sonne am Horizont verschwand. Es war ein so schöner Tag, dass ich beschloss, noch einen Tag länger zu bleiben.

Am Morgen, ich war gerade mit dem Frühstück beschäftigt, stürzte sich ein Reporter aus Santa Barbara auf mich und quetschte mich aus. Aus allen Richtungen blitzten die Lichter und nachdem ca. 10 bis 15 Bilder in der Kiste waren, musste ich ausführlich Auskunft geben. Er wollte einen Bericht in der regionalen Zeitung einbringen und hatte mich als Opfer ausgesucht. Er lebte früher in Südafrika (sah ich auch am Burengesicht) und kam vor fünf Jahren nach Kalifornien. Es entstand eine angenehme, längere Unterhaltung und nach einer Stunde war ich froh, dass er sich aufmachte, um in die Redaktion zu kommen. Mein Magen knurrte in der Zwischenzeit nämlich

schon beängstigend laut. Nachdem ich gefrühstückt hatte, wurde Wäsche gewaschen und mein Proviant kontrolliert. Es war nicht mehr viel verfügbar an Essbarem. Da war ich richtig froh, dass ich in San Francisco nach einem Stadtmarathon 30 Fitnessriegel gratis bekommen hatte und somit noch genug Kalorien vorhanden waren. Zum nächsten Supermarkt war es doch zu weit. Für die motorisierten Amerikaner ist das natürlich kein Problem. Die sausen locker 100km, um sich ein Brot zu kaufen. Naja, man muss ja auch etwas tun für die Erderwärmung!

Gegen die Mittagszeit wagte ich mich dann wieder in die Fluten. Die Wellen erreichten nicht mehr ganz die Grösse vom Vortag. Trotzdem war es ein grosses Vergnügen, gegen die Brandung anzukämpfen. Müde legte ich mich anschliessend in die Sonne und liess mir die nächsten Etappen durch den Kopf gehen. Ich merkte, dass ich mich schon wieder halb auf der Piste befand. In mir fing es wieder an zu kribbeln und es wurde Zeit, diese schöne Küstenregion zu verlassen.

Am späteren Nachmittag traf noch ein älteres Pärchen aus Santa Monica auf dem Platz ein. Ich hatte die Beiden schon vor drei Tagen kennen gelernt und wir konnten uns lebhaft über das Erlebte unterhalten. Er war als Professor angestellt bei der Uni in der Stadt. Er machte ausführliche Eintragungen und Zeichnungen in seinem Tagebuch und seine Frau kochte das Essen. Ich sah, dass sie sich sehr gut ergänzten und ein richtiges Team bildeten. Weil ihm sein Job gut gefalle, wollte er die Pensionierung noch ein paar Jahre hinausschieben. Wir quatschten noch eine Zeitlang am Lagerfeuer, das er entfacht hatte. Es waren nette Erdenbürger!

Ich machte mich nach dem Frühstück daran, mein Zelt zu versorgen. Meine Nachbarn waren etwas früher aufgestanden, denn sie wollten noch nach Hause kommen an dem Tag. Sie verabschiedeten sich und gaben mir einen Tipp auf den Weg, wie ich am besten fahren sollte, um den Bergen aus dem Weg zu gehen. Auch ich sass dann eine Stunde später wieder fest im Sattel und fuhr Richtung Mc Grath Staatspark.

In einer sehr belebten Kurve sah ich einen Rollstuhlfahrer auf der Fahrbahn liegen. Als ich mich vergewissert hatte, dass es sich hier nicht um einen Räubertrick handelte, traf ich Vorbereitungen, um dem Verletzten in seinen Rollstuhl zu helfen. Er konnte nur ganz leise stammeln, dass er Paraplegiker sei. Er war mit einem Rad auf eine Erhöhung gefahren und dabei auf die Strasse gestürzt. Wie er, lagen seine ganzen Utensilien auf der Strasse und die Autos fuhren gefährlich nahe daran vorbei. Nachdem ich den Wagen von der Fahrbahn geholt hatte, ging ich daran, den schweren Mann wieder in sein Gefährt zu heben. Endlich konnte ich meine Samariterkenntnisse anbringen und den schlaffen Körper in den Wagen heben. Mit letzter Anstrengung hatte ich ihn platziert. Noch die Füsse auf den Tritt und ein nochmaliges Zurückschieben in Richtung Lehne und es war geschafft. Danach wurden seine Habseligkeiten wieder im Korb verstaut. Ich hatte wirklich kleine Perlen von der Anstrengung auf der Stirn. Ich verabschiedete mich von dem älteren Herrn und werde wohl nie mehr den dankbaren Blick in seinen Augen vergessen. Unglaublich was diese unvergesslichen, leuchtenden Augen alles aussagten.

Nach diesem Vorfall machte ich einen ausgedehnten Halt in der wunderschön gelegenen Stadt Santa Barbara. Die Innenstadt ist ein Juwel mit ihren spanisch geprägten Häusern. Ich besuchte einen Aussichtsturm und hatte einen herrlichen Blick über die Stadt. Anschliessend trank ich einen gemütlichen Kaffee in einem der vielen Strassenkaffees und beobachtete die Leute, die durch die Gassen flanieren. Eine der wenigen wirklich lebenswerten amerikanischen Städte. Ich war beeindruckt von dieser im

südlichen Charme glänzenden Stadt.

Nachdem ich in einem Supermarkt meine Vorräte aufgefüllt hatte, fuhr ich weiter und fand am späteren Nachmittag einen Zeltplatz im Staatspark Mc Grath.

Ich kannte den chaotischen Highway 1 vor den Toren von Los Angeles von einer früheren Reise her und wollte, um dem Arbeitsverkehr aus den Weg zu gehen, am Wochenende durch die Stadt fahren. Also war mein Ziel am Samstag Santa Monica. Früh am Samstagmorgen hüpfte ich auf mein Gefährt. Hügelig ging es weiter der Küste entlang und am Nachmittag war das Etappenziel erreicht. Den Pazifik und die Bahnlinie auf der rechten Seite und die Felsen zur linken Seite war es schwer, einen geraden Platz zu finden. Ungefähr 20 km vor der Stadt führte eine Strasse ins Landesinnere, die ich benützte, um einen Zeltplatz zu suchen. Es war wirklich schwierig. Auch in dem engen Seitental waren am Anfang auf beiden Strassenseiten nur Felsen. Nach 2 km öffnete sich glücklicherweise dann doch die Schlucht etwas und ich konnte in einer gefährlichen Kurve in ein kleines Wegchen fahren. Ich schob mein Rad durch ein Wäldchen und konnte an einem eingetrockneten Flussbett einen geeigneten Platz finden. Der Tag war wieder einmal gerettet und ich stand vor den Toren des Molochs Los Angeles.

Am Sonntag wollte ich die Stadt durchkreuzen. Aber wie konnte ich wie geplant meine liebe Tochter Veronika, die in Florida in den Ferien war und noch ein paar Tage in Kalifornien verbringen wollte, in dieser Millionenstadt finden? Nach kurzer Fahrt am Morgen teilten sich die Strassen in alle Himmelsrichtungen und ich musste auf dem Radweg bleiben. Früh erkannte ich, dass ein Zusammentreffen nur durch einen ausserordentlich grossen Zufall geschehen könnte. Warten konnte ich nicht, denn ich musste das andere Ende der Stadt vor Sonnenuntergang erreichen, um nicht in einem Motel übernachten zu müssen. Nur das Ziel vor Augen, die Stadt so schnell wie irgend möglich hinter mich zu bringen, trat ich kräftig in die Pedale. Der Autoverkehr hatte merklich zugenommen und ich versuchte auf Nebenstrassen, die mit einem Radzeichen versehen waren zu bleiben, was auch meistens gelang. Ich erreichte die bekannten Strände von Manhattan Beach, Redondo Beach, Long Beach und war am Nachmittag in Newport Beach. Beim Eindunkeln ging es über ein ausgesprochen hügeliges Gelände zu dem Ort San Clemente. Nach 145 Kilometern anstrengender Fahrt hatte ich das gesteckte Ziel erreicht. Hundemüde wurde in der Dunkelheit noch ein bisschen gegessen, bevor ich mich in dem gleichnamigen Staatpark Campground zum Schlafen hinlegte. Ich war ein bisschen traurig, dass ich die Veronika nicht getroffen hatte. Hätte ich jedoch ausserhalb der Stadt auf sie gewartet, wäre ich in den normalen Arbeitsverkehr gekommen und dann auf dem Highway 1 zu fahren, ist ein tödliches Unterfangen. Es gibt keinen Seitenstreifen und die heftig befahrene Strasse ist vor den Toren dieser riesigen Stadt durch die Felsen schmal und dadurch sehr gefährlich.

Die 13. Woche war vorüber und ich war 6710km von Alaska entfernt.

Mexiko in Sicht

14. Woche, 14. - 20. August 2006

Als ich am Morgen aus dem Zelt kroch, war ich von sieben Pennern umgeben, die die Nacht um mein Zelt herum verbrachten. Ein anderer Zeltnachbar meinte, dass die Brüder der Landstrasse jede Nacht erscheinen würden. Ich packte meinen Kram zusammen und radelte weiter in Richtung mexikanischer Grenze. Den Pazifik immer auf der rechten Seite konnte ich ohne gross zu überlegen wo es lang geht, meinen Gedanken nachhängen. Plötzlich stand ich, ich war immer noch in Gedanken versunken, vor einem bis auf die Zähne bewaffneten Soldaten und schaute in die Mündung eines Maschinengewehrs. Schnell spielte sich all meine Grübeleien wieder auf dem Boden der Realität ab. Ich machte nur noch bedächtige, wohl überlegte Bewegungen. Schliesslich wollte ich nicht ausprobieren, ob aus dem Lauf auch eine Kugel herausflitzen könnte. Der Soldat sah wirklich aus, als wolle er ganz Amerika schützen. Mit ernster Miene gab er zu verstehen, dass er nur meinen Pass sehen wolle und meinte, dass ich mich auf militärischem Gelände befinde. Als er meinen deutschen Pass sah, wurde er von einer Sekunde auf die andere freundlicher und verwickelte mich in ein längeres Gespräch. Endlich kam ein Personenwagen, der auch zu kontrollieren war und die Unterredung hatte ein Ende. Mit militärischen Ehren wurde ich verabschiedet und ich konnte weiter durch die „Marine Base“ fahren. In Karlsbad machte ich meinen obligaten Kaffeehalt und anschliessend eine Stadtbesichtigung. Die Stadt war mir jedoch zu bieder und strahlte eine beängstigende Langeweile aus. Nichts für mich! Nur am Strand in der Sonne schmoren und anschliessend Frustkäufe in den Souvenirläden tätigen ist einfach nicht mein Ding!

Als ich nachmittags auf dem Campground San Elijo eintraf, lernte ich Clayde aus Texas kennen, der mit dem Rad von Vancouver gestartet war. Er wollte mit Freunden im November weiter nach Süden und in San Diego die Reise unterbrechen. Wir verabredeten uns, dort gemeinsam einen Zeltplatz zu mieten. Damit war das Problem San Diego auch gelöst.

Am Morgen frühstückte ich am Tisch und war wiederum von Pennern umgeben. Danach packte ich und fuhr gedankenlos in Richtung San Diego. Nach ca. 30km bemerkte ich mit grossem Schrecken, dass meine vorderen Taschen fehlten. Das war Frust pur. Ich wendete und radelte mit hoher Geschwindigkeit zurück. Dabei musste ich die stark hügelige Küstenlandschaft erneut durchfahren. Ausser Atem erreichte ich den Zeltplatz und sah meine Taschen schon von weitem auf der Bank liegen. Ein grosser Stein fiel mir vom Herzen! Beim Bepacken meines Rades hatte ich nicht bemerkt, dass sich die beiden Taschen noch auf der Bank befanden. Sie waren verdeckt von einem angelehnten Fahrrad. Durch ein kurzes Gespräch mit Clayde vergass ich schlicht und einfach die Taschen, in denen sich mein Proviant befand. Jetzt kannte ich die Gegend genauestens. Schliesslich fuhr ich die Strecke nun zum dritten Mal. Kurz nach dem Mittag erreichte ich den besagte Zeltplatz. Clayde war

schon da und präsentierte mir die Rechnung. Wauuuu.. 43\$. Ich war nicht überrascht, denn er hatte mir schon vorher gesagt, was es kosten würde. Aber was sich mir auf dem Platz bot, spottete jeglicher Beschreibung. Auf einem staubigen Naturboden musste ich das Zelt aufstellen. Um einen Hering in den Boden zu rammen, hätte ich ein Sprengkommando aufbieten müssen. Ich suchte mir in der Umgebung ein paar Steine, um das Zelt zu beschweren. Jedes Mal wenn ein Camper auf dem Weg vorbei fuhr, waren mein Zelt und ich in einer riesigen Staubwolke und ein Hustenanfall war unausweichlich. Ich ärgerte mich, so viel Geld für einen so miesen Platz ausgegeben zu haben.

Nachdem das Zelt so recht und schlecht stand, schwang ich mich auf das Rad und fuhr die 10km in die City. Am Bahnhof, der im schönen Hafengebiet liegt, erkundigte ich mich über die Rückreise nach San Francisco. Das war eine Auskunft, die seinesgleichen sucht. Ständig hörte ich das Wort „maybe“. Ich war der Verzweiflung nahe. Die hatten keine Ahnung, wie ich nach San Francisco kommen könnte, obwohl der Zug bis Santa Barbara ging und ich hätte umsteigen müssen. Bei der Frage, wie ich das Rad zu transportieren hätte, waren sie komplett überfordert. Ich brach darauf hin die sinnlose Unterhaltung ab. Amerika, Amerika wo sind deine geistigen Grössen! Um meine Fassung wieder zu finden, schlenderte ich gemütlich durch das interessante Hafengebiet. Da lag ein ausgemusterter Flugzeugträger im Hafenbecken, der durch seine gewaltige, monströse Grösse einen starken Eindruck auf mich hinterliess. Zur Aufmunterung trank ich in einem Strassenkaffee einen starken Kaffee und ass ein Muffin dazu. Zwei jüngere Passanten musterten aus der Ferne mein Fahrrad, das nicht abgeschlossen war. Als ich sie nicht mehr sah, weil sie 20m hinter meinem Rücken standen, ging ich zum Rad und schloss es ab. Darauf verschwanden die Kerle in Richtung Hafen. Wie heisst es doch so schön? „Vorsicht ist die Mutter der Weisheit“.

Der Tag neigte sich dem Ende entgegen und ich beschloss, wieder zu dem katastrophalen Zeltplatz zu radeln. Dort sass Clayde und schrieb an seinen Memoiren. Wir unterhielten uns noch eine Zeitlang. Dabei stellte sich heraus, dass er auch ein richtiger Radfreak war. Er hatte schon so manches Land und so manchen Kontinent mit dem Rad durchfahren. Ich wünschte ihm beim Eindunkeln noch alles Gute und sank anschliessend in meinen Schlafsack, denn ich wollte Morgen die Grenze zu Mexiko erreichen.

Früh machte ich mich im wahrsten Sinne des Wortes „aus dem Staub“. Die rote Farbe meines Zeltes war durch die Staubbelastung nur noch schwer zu erkennen. Ich packte den ganzen staubigen Krimskrams in meine Gepäcktaschen und schlich davon. Clayde war noch schwer am röcheln, denn sein Flugzeug ging erst gegen Abend nach Texas. Auf ausgeschilderten Radwegen ging es Richtung Grenze. Vorbei an Pferdekoppeln und Gemüseplantagen. Ich sah hinter jeder Ecke ausgezeichnete Möglichkeiten, um ein Zelt aufzustellen. Man lernt eben nie aus. Die sinnlosen 22\$, die ich Clayde für den miesen Platz gab, schmerzten mich immer noch. Ich befand mich plötzlich am Grenzzaun und war erstaunt, dass hier überhaupt kein Verkehr vorhanden war. Ich fragte einen Bauern, der gerade vorbei kam, nach dem Weg. Er meinte, dass die Amerikaner die Grenze vor zwei Jahren geschlossen hätten und ich in der anderen Richtung links abbiegen müsste, um zum Grenzgebäude zu gelangen. Nach weiteren 10km war es dann so weit:

Tijuana, mexikanische Grenze, Mittwoch, 16. August 2006, kurz vor Mittag: die Sonne müht sich durch einen milchig trüben Himmel, hinterlässt auf ausgedorrter, karger Landschaft ein blasses Licht. Langsam rolle ich der Grenzstation entgegen. Meine feuchten Hände umklammern entschlossen den Lenker, Reisepass, internationaler Impfpass und 20 US\$ in nagelneuen, kleinen, nicht nummerierten Scheinen liegen griffbereit in meiner verstaubten Lenkertasche.

Am geöffneten Schlagbaum lehnt gelangweilt ein übergewichtiger, schnauzbärtiger Grenzbeamter. Gewaltige, dunkle Schwitzflecken zieren in Achselnähe sein tadellos gebügeltes Uniformhemd. Er winkt mir entgegen. Was will er bloß? Anhalten und Papiere zeigen? Anhalten und mit erhobenen Händen aussteigen? Ich brems ab, doch sein Winken wird heftiger. Weiterfahren soll ich. Zögerlich rolle ich weiter und weiter und weiter ... und ende schließlich an einer Drehtüre, die man auch bei uns in den Schwimmbädern kennt.

Irgend etwas lief jetzt gerade völlig schief: Ich habe mich auf eine langwierige Einreiseprozedur vorbereitet, habe in diversen Reiseführern noch mal nachgelesen, was zu beachten ist und Vorausreisende gaben mir zusätzlich letzte Tipps ... und jetzt stehe ich hier auf mexikanischem Boden und muss nicht einmal meinen Pass vorzeigen? Das kann's nicht gewesen sein. Ich wende, schiebe mein Fahrrad durch das dichte Gedränge der mexikanischen Passanten 50 Meter zurück zur Grenzstation, halte mitten auf dem Gehsteig und gehe Richtung Zollhäuschen. Da kommt Bewegung auf. Der schwitzende Grenzbeamte eilt mir keuchend entgegen und fordert

mich aufgeregt auf, sofort das Fahrzeug zu entfernen. Immerhin habe ich nun seine Aufmerksamkeit auf mich gelenkt. Ich versuche, ihm in englisch und ein paar Brocken spanisch klarzumachen, dass ich Einreisender bin. Ich zeige ihm noch meinen Pass, den er jedoch wie ein Linienrichter bei einem Fussballspiel mit einer heftigen Handbewegung ignoriert und mich auffordert zu verschwinden. Mit einem komischen Gefühl in der Magengegend und gesenktem Kopf peile ich erneut die Drehtüre an. Nur durch vorsichtige Lenkmanöver gelingt es das schwere Gefährt durch die schmale Türe zu steuern.... Mexiko!

Ich war noch keine halbe Stunde auf der holprigen Teerstraße Richtung Süden unterwegs, wollte gerade Tijuana hinter mir lassen, da stoppt mich eine mexikanische Polizeistreife. Na so was. Eben noch wollten die Herren in Uniform nix von mir wissen, jetzt können sie gar nicht genug von mir bekommen. Ein Polizeibeamter erscheint neben meinem Rad (schnauzbärtig, übergewichtig, schwitzend. Grenzbeamters Bruder?) und gibt mir selbstgefällig zu verstehen, dass ich an der Fussgängerampel nicht gewartet hätte. Ich nicht gewartet bei dem chaotischen Verkehr, wo jede Maus ihr Ende genommen hätte? Ist das ein Witz??? Ich fange an, zu debattieren (was wegen der Sprachbarrieren ziemlich mühsam war), will wissen, wo denn das war, da meint der Polizist ruppig, ich könne ja gerne in sein Polizeiauto steigen und er fährt mit mir zu besagter Stelle. Und um seiner Autorität Nachdruck zu verleihen, stoppt er gleich auch noch ein weiteres vorbeifahrendes Polizeifahrzeug und nun habe ich es mit drei schnauzbärtigen Polizisten zu tun. Ja super, bin ich denn hier in „Verstehen sie Spaß“?

80 Peso koste das Vergehen, teilt man mir mit, wozu ich mich aber nicht bereit erklärte. Ich müsste mit aufs Polizeirevier, das ist auf der anderen Seite der Stadt. „O.K“, sagte ich, „fahren wir los.“ Damit haben die Brüder nicht gerechnet. Ich steige auf meinen Drahtesel und warte, dass einer vorausfährt (der schwitzende hat immer noch meinen Pass in der Hand). Darauf hin übergibt die Schnauzbart-Gang mir meine „Papiere“ und meint, ich sollte in Zukunft die Gesetze achten und die mexikanische Nationalhymne sollte ich auch auswendig lernen (nein, sagten sie nicht), dann brausen sie davon. Braten gerochen? Dies war der erste, fehlgeschlagene Versuch, mich mal eben um ein paar Dollar für die Polizeikaffeekasse zu erleichtern. Dass ich mich tatsächlich bereit erklären würde, ihnen zu folgen und nicht vorgeschlagen habe, mit einer kleinen Spende die Sache aus der Welt zu schaffen, damit haben sie nicht gerechnet! Hehehe!

So, nun aber los! Die Halbinsel Baja California hängt wie ein dünner Zipfel am US-Bundesstaat Kalifornien. 1.300 Kilometer erstreckt sie sich von Nord nach Süd, zwischen 45 und 170 Kilometer breit ist sie. Ihr Norden, durch den ich fahren werde, ist von einer rauen, trockenen Eintönigkeit. Die schmale, durchgehend geteerte Landstrasse verläuft zunächst nahe der Westküste und verabschiedet sich bei El Rosario ins bergige Hinterland.

Nachdem ich die Polizeihorde abgeschüttelt hatte, trank ich erst einmal eine Cola in einer winzigen Pizzeria (mehr als zwei Personen hatten keinen Platz). Auf der asphaltierten Strasse, mit Schlaglöchern so gross als hätten Granaten eingeschlagen, fuhr ich bedächtig, aber endgültig aus der Stadt. Keinen Augenblick den Strassenbelag und die steile Böschung aus den Augen lassend, erreichte ich die Ortschaft Rosarito und

mietete mich in einem Motel ein. Nach einem ausgedehnten Spaziergang am Strand, zum Baden war es immer noch zu kalt, besuchte ich ein Strassenrestaurant.

Wann immer es sich einrichten liess, ging ich zum Frühstück und zum Nachtessen in eines der zahllosen kleinen Straßenrestaurants oder Imbisse. Die mexikanische Küche ist eine Entdeckungsreise für sich und basiert auf der Verschmelzung zweier Esskulturen, der indianischen mit der spanisch/europäischen. Bohnenmus, Reis und eine gutgewürzte Salsa (Chilissosse) habe ich täglich auf dem Teller (auch zum Frühstück!), dazu mal Enchiladas (zusammengerollte Tortillas), mal Quesadillas (zugeklappte Tortillas) und natürlich Tacos (belegte Tortillas) mit diversen Belägen bzw. Füllungen. Dazu am Morgen Kaffee und am Abend ein kühles Bier. Und immer als Dessert eine Cola. Nicht als kulinarische Krönung, sondern als eventueller Killer, falls da irgendwas im Essen nicht mitteleuropäischen Reinheitsgewohnheiten entspricht.

Nachdem ich das Restaurant verlassen hatte, kam ich mir auf der Hauptstrasse vor, als wäre ich in einer gigantischen Diskothek. Aus allen Lautsprechern, die in dem Ort zur Verfügung waren, erklang amerikanische Popmusik. Armes Mexiko! An den einzelnen Strassenecken standen Mariachimusiker ratlos herum. Sie verstanden wohl ihre Welt auch nicht mehr. Ich bin in einem Amerika gelandet, das noch keine Gesetze über Ruhestörung kennt. Die Gringos genossen es jedoch, was auch an ihren Gesichtern abzulesen war, mal richtig Rabatz machen zu können. Auf der anderen Strassenseite lag eine junge Frau auf dem Boden und träumte, in einer Hand ihrer Bierflasche haltend, von höheren Sphären. Enttäuscht von dem Treiben ging ich zu meiner Herberge. Schade, dass Mexiko seinen typischen Charakter und seine Identität verloren hat. Es liegt wohl doch an der Nähe zu Amerika.

Heute wollte ich mich wieder einmal unbedingt in die kalten Fluten werfen! Nach einem heissen Frühstück, mit gut gewürzten (Chilissosse) Tomaten und Gurken zur Vorspeise und Huevos Rancheros als Hauptgericht war ich satt. Bevor ich mich ins Motel und anschliessend zum Strand begab, machte ich noch einen Verdauungspaziergang auf der Hauptstrasse von Rosarito. Die Beach erreichte ich dann zur Mittagszeit und ass eine der leckeren Mangos, die ich zuvor gekauft hatte. Diese matschigen Früchte sind nur in der Badewanne oder an einem Sandstrand zu geniessen. Anschliessend biss ich auf die Zähne und wagte mich in die kalten Fluten. Es dauerte wieder eine Zeitlang, bis die letzte Nervenzelle von der kalten Umgebung abgestorben war. Anschliessend war es beinahe angenehm, sich im Wasser zu bewegen. Um meine Nervenzellen erneut zu motivieren, machte ich mich im Sand breit und liess eine zeitlang die Sonne auf meine Haut knallen. Fliegende Händler waren die einzigen Störfaktoren an diesem Nachmittag; nach einem lächelnden „muchas gracias“ machten sich die unaufdringlichen Verkäufer ohne Widerrede davon.

Ich wollte endlich einmal Mexiko „live“ erleben und fuhr am Freitag weiter in den Süden. Jedoch nichts dergleichen tat sich. Der Verkehr war heftig.

Die Mexikaner pflegen einen eigenwilligen Fahrstil: Straßenschilder erfüllen lediglich dekorative Zwecke. Überholt wird, wo immer die Straße breit genug ist. Und wenn da gerade eine Kurve oder eine unübersichtliche Kuppe ist ... macht das auch nichts aus. Die Fahrbahn endet meistens vor einem tiefen Abgrund. Hier mal eben mit einem Reifen von der Straße abzukommen hat fatale Folgen. Lkw-Ladungen von Mandarinen oder Konservendosen im Straßengraben belegen dies eindrucksvoll. Die wenigen, staubigen Orte die ich durchkreuze sind unattraktiv, die Häuser lieblos, die Menschen arm, aber stolz, freundlich und lebensfroh. Ich werde fair und herzlich behandelt, keiner versucht, mich übers Ohr zu hauen (deutsche Touristen genießen einen hohen Sympathiekredit). Überall dudelt Musik aus einem schäbigen Lautsprecher, eine flächendeckende Beschallung durch rhythmische Latinoklänge, die gelegentlich – kein Scherz – an Tiroler Volksmusik erinnert.

Wenige Kilometer hinter Ensenada, in dem Örtchen Maneadero verbringe ich eine weitere Nacht im Motel und fahre am Sonntag bis kurz vor Colnett. Am Sonntag war der südlichste Punkt meiner Tour erreicht. In der Stadt El Rosario traf ich schweissgebadet am späten Nachmittag ein und suchte sofort ein Motel. Wie auch in den anderen Ortschaften hatten die Amerikaner das Zepter voll in der Hand. Discomusik klang aus jeder Türritze und auf den Strassen dröhnten die Lautsprecher.

Ende der 14. Woche hatte ich 7514km auf dem Tacho

Nachdem ich eine schlaflose Nacht hinter mir hatte, suchte ich etwas enttäuscht am Montagmorgen als erstes den Busbahnhof. Dort informierte ich mich über die Rückfahrt zur Grenze. Bei den Mexikanern klingt es aus ihrem Mund immer ungefähr so: Nach einer Frage „No Problemas“. (Glückliches Volk). So war es auch bei der Frage mit dem Fahrradtransport. Ich war mir aber der Sache doch nicht so sicher und erschien am anderen Morgen rechtzeitig in dem besagten Terminal. Die Fahrkarte hatte ich gelöst. Fast pünktlich erschien der Bus und der Fahrer machte, beim Erblicken meines Rades, eine Handbewegung nach hinten. Dort war jedoch kein Fahrradständer, also noch mal nach vorne. Wieder die vernichtende Handbewegung zum hinteren Eingang! Ahaaaaaa.. schnell demontierte ich meine Gepäcktaschen und stellte das Rad auf die hintere Sitzbank. Nachdem alles verstaut war, rauschte das Ungetüm los. Ich dachte schmunzelnd an den Fahrkartenverkäufer, der meinte „no Problemas“. Nun war auch ich davon überzeugt!

Auf dem Weg durch die Halbwüste Richtung Norden hatte ich es mit einem neuen Begleiter (und alten Bekannten) zu tun. Montezuma gesellte sich zu mir und rächte sich für was auch immer. Der Trick mit der Cola hatte nicht so recht funktioniert. Wir rauschten mit einigen Unterbrüchen durch bis Tijuana.

Ich hatte Tijuana nach ca. sechs Stunden Fahrt am späten Nachmittag erreicht und fuhr sofort zur Grenze. Eine lange Personenschlange zierte das Zollgelände. Also anstehen? Ein Afroamerikaner meinte, ich müsse ganz nach vorne, da sei ein zusätzlicher Schalter für Radfahrer. Dem war aber nicht so!! Glücklicherweise liess mir ein Amerikaner in dem Moment den Vortritt und ich hatte dadurch die lange Warteschlange übergangen. Sorry an alle Amerikaner, dass ich so fleghaft in Euer Land einreiste. Die Abfertigung ging wider Erwarten ganz rassig. So schnell war ich noch nie in den USA. Der Pass wurde durch den Computer gezogen und fertig war die Laube.

Bei der Fahrt zu meiner Unterkunft fuhr ich über eine grosse Glasscherbe und eine grössere Reparatur musste erfolgen. Gott sei Dank hatte ich noch einen Ersatzmantel in meinem Gepäck.

Glücklicherweise wusste ich ungefähr wo sich ein schöner Zeltplatz befindet und nach wenigen Kilometern entfernt von der Grenze fand ich, in der Nähe einer Pferdekoppel, einen guten Platz. Nun konnte sich der Aztekenkönig so richtig austoben. Sein ehemaliges Reich hatte ich ja wieder verlassen. Müde von der langen und holperigen Fahrt ging es sofort in die Horizontale.

Der Donnerstag begann heiter. Ich hatte mein Gepäck auf das Rad geladen und wollte mich gerade in den Sattel schwingen, als eine Eule - oder war es ein Uhu - mit weit geöffneten Augen dicht über meinen Kopf flog. Sind richtig imposante Vögel, die man jedoch nur sehr selten zu Gesicht bekommt. Ein richtiges Erlebnis! In dem Ort Imperial Beach kaufte ich in einem Supermarkt an der Pacific Ave. ein. 100m weiter war die Strasse zu Ende und nur ein schmales Wegchen führte zur Bucht. Links und rechts von dem Weg standen stattliche Bäume und der Platz bot sich ideal zum Zelten an. Das wird am Abend mein Platz, dachte ich. Ich fuhr gemütlich durch den Ort und fragte einen älteren Passanten nach dem Weg zur Halbinsel, die ich anderntags durchfahren wollte. Er lud mich zu sich nach Hause ein und gab mir aus seinem Garten Tomaten und seine Schwester einen Kaffee und Kuchen, der sehr gut gelungen war. Danach wurde ich durch sein privates Automuseum geführt, in dem sich noch ein Jeep aus dem 2. Weltkrieg befand und auf den er besonders stolz war. Gegen 17 Uhr ging ich zu dem zuvor erwähnten Zeltplatz und ass einen Happen. Ich wollte erst bei einbrechender Dunkelheit mein Zelt aufstellen. Nach einer Stunde des Wartens, ich hatte gerade meine Tasche geöffnet, erschien ein Penner und fünf Minuten später ein Zweiter. „Was machen schon zwei Penner“, dachte ich, als noch einmal zwei der Gestalten auftauchten. Es wurden mit der Zeit immer mehr. Als sich der 9. Fahrende bei mir zeigte, war es für mich zu viel. Schnell wurde alles aufs Rad geladen und ab ging es, zurück in die Ortschaft. Die Landstreicher schauten mir verdutzt nach, als ich so überraschend ihr Zuhause verliess. In der Zwischenzeit war es bedenklich dunkel geworden und durch diese Umstände einen Zeltplatz zu finden beinahe aussichtslos. Mitten in einer Wohnsiedlung fand ich neben einem Einfamilienhaus ein grosses Stück Bauland oder Wiese. Im Schein der nahen Strassenlaterne stellte ich ganz leise mein Zelt neben dem hohen Bretterschlag des Einfamilienhauses auf und legte mich zur wohl verdienten Ruhe in den Schlafsack.

Um unangenehmen Fragen des Polizeipräsidenten aus dem Weg zu gehen, brach ich meine Behausung schon früh am Morgen ab. Nur ein Anwohner sah mich, als er mit seinem Hundchen „Gassi“ ging. Auf einem schönen Radweg fuhr ich über die vorgelagerte Halbinsel von San Diego zur Fähre. Die erste Fahrt der Fähre um 9 Uhr war gratis! War ja super! Bevor die Fähre kam, erlaubte ich mir auf

Grund der Neuigkeiten einen starken Kaffee, der mir die letzten Haare auf dem Kopf aufstellte. Ich landete mit der Fähre in San Diego und entschloss mich bis Los Angeles mit dem Rad zu fahren, um von dort mit dem Zug nach San Francisco zu gelangen. Erneut musste ich durch die Marine Base die mit bis auf die Zähne bewaffneten, finster drein blickenden Soldaten den Eingang versperrte. Auf vertrauten Strassen erreichte ich dann am Nachmittag San Onafre State Beach (kein Campingplatz). Am Strand wartete ich, bis es dunkel genug war und keiner der Parkwächter mit ihren Ungetümen mehr über den Sandstrand brauste. Erst dann wurde meine Behausung aufgestellt. Mit leichtem Meergesäusel im Ohr war ich bald im Land der Träume.

Am Morgen entschloss ich mich, in San Clemente noch ein paar Tage Sonne, Wind und Meer in mich aufzunehmen. Nach wenigen Kilometern war ich schon am Ziel und konnte mich durch einen Hintereingang auf den bekannten Zeltplatz schleichen. Eine Anmeldung war erst um 16 Uhr möglich (was für ein Unsinn). Das Zelt stand schon am Vormittag und nur so konnte ich den Tag an der Beach voll erleben. Am Nachmittag wurden ausser einer Flasche kalifornischem Rotwein noch Lebensmittel gekauft und beim Eintreffen auf dem Zeltplatz die Registrierung für den erlaubten einen Tag abgewickelt. Gott sei Dank war am anderen Tag ein anderer Ranger im Anmeldebüro, sodass ich mühelos eine weitere Übernachtung in der Tasche hatte. Bei der dritten Registrierung kamen grössere Fragestellungen auf mich zu. Der Ranger meinte, dass ich schon eine Nacht hier

war und er mir einen normalen Platz zuweisen müsste (kostet anstatt der 3\$ lockere 25\$). Ich gaukelte ihm vor, dass ich mit meinem Knie Ärger hätte und bestimmt am frühen Morgen weiter fahren würde und ich mein lädiertes Knie noch einen Tag schonen müsste und die grossen Schmerzen u.s.w.....Ich brachte den Ranger fast zum Weinen. Bevor er anfang Trauerlieder zu singen, hörte ich jedoch auf mit meinem Wehklagen und er füllte, ohne dass eine Träne auf das Ticket fiel, den Schein aus.

Am Strand verbrachte ich herrliche Tage mit Baden und ausgedehnten Spaziergängen. In den Nächten siedelten sich die Landstreicher um mein Zelt an und waren bei Sonnenaufgang wie durch Geisterhand wieder verschwunden. Wir waren schon eine richtige Wohngemeinschaft und ich war erstaunt, wenn Einer oder Eine (Frauen waren auch dabei) fehlte von der munteren Gesellschaft.

Zum 15. Wochenende hatte ich 7812 Kilometer auf dem Fahrradcomputer

Das bittere Ende

15. Woche, 28. August - 3. September 2006

Gerne wäre ich noch zwei Tage an dem prächtigen Strand von San Clemente geblieben, aber die Ordnungshüter wären mir dann doch auf die Schliche gekommen. Also fuhr ich am Dienstag ein Stückchen weiter und fand am Doheny Beach Campground eine neue Bleibe. Ich verbrachte auch hier die Zeit mit Schwimmen und Faulenzen.

Nach zwei Tagen wurde es Zeit, nach Los Angeles zu kommen, denn ich wollte zum Wochenende in San Francisco sein. Am frühen Morgen fuhr ich los, um rechtzeitig ein Motel in der Nähe des Flughafens zu finden. Als ich Manhattan Beach erreicht hatte, bog ich rechts ab und steuerte den Internationalen Flughafen an. Dabei musste ich auf den sehr stark befahrenen, vierspurigen Highway 1. Nach zwei weiteren Horrorkilometern auf der Strasse musste ich völlig überrascht einen 300m langen Tunnel durchfahren. Ich gab ordentlich Gas, um so schnell wie möglich das dunkle Loch hinter mich zu bringen. Dabei übersah ich einen 1,5m langen Wasserabfluss, der keine Querstege hatte. Ein abruptes Ausweichmanöver war bei dem starken Verkehr auch nicht mehr möglich. Wenige Kilometer vor meinem Ziel passierte das Unausweichliche! Ich krachte mit voller Wucht mit dem Hinterrad zwischen die Stege. Dabei wurde ich beinahe aus dem Sattel geschleudert.

Bei dem gewaltigen Aufschlag sah ich mich schon im Krankenhaus mit Bandagen am Kopf, den Beinen und Händen im Streckbett liegen. Natürlich hatte ich einen Platten. Ich schob mein Rad das letzte Stück aus dem Tunnel und reparierte das Loch. Eine Speiche hatte sich in den Schlauch gebohrt. Erst nach der Reparatur bemerkte ich mit Entsetzen das Ausmass des Schadens. Meine Felge hatte an drei Stellen gewaltige Risse, sodass ein weiteres Fahren auf dem Rad nicht mehr zu verantworten gewesen wäre. Nach fünf Kilometern Geschiebe fand ich ein sehr einfaches Motel, in dem ich an der Rezeption für zwei Tage

eincheckte. Von einem unfreundlichen Chinesen bekam ich noch widerwillig Auskunft, wie ich am besten zum Amtrak Hauptbahnhof gelange. Die Nacht verbrachte ich so ziemlich unruhig, denn ich konnte beim Hinausblicken aus dem Fenster jede Minute fast erkennen, wie die Flugkapitäne ihre Maschinen zur Landebahn steuerten. Hätten sie die Hand aus dem Fenster gehalten, hätte ich sie höflich begrüssen können.

Anderentags fuhr ich mit einem Stadtplan ausgerüstet mit dem Bus in die City. Ich fand den Amtrak Hauptbahnhof sofort und ging zur Information. Eine nette ältere Dame gab mir bereitwillig Auskunft und erklärte mir, wo ich mit dem Rad hingehen müsste, um es verpackt zu transportieren. Mit dem Ticket in der Tasche machte ich noch einen Ausflug in die City und besuchte das sehr moderne Gebäude eines Konzertsaals. Alles in Holz gehalten mit wilden Bögen in der Decke. Der Innenarchitekt hatte sich wirklich mal etwas überlegt. Nachdem ich im Innenhof einer Galerie mein Picknick gegessen hatte und durch das Chinesenviertel gelaufen war, fuhr ich mit dem Bus wieder in Richtung Motel, wo ich um 16 Uhr eintraf. Im Zimmer wurden meine diversen Gepäckstücke in meine wasserdichte Tasche gepackt. Nun machte ich mich daran, die Pedale am Rad zu entfernen. Mit aller Kraft und Gewalt mit meinem ächzenden Schlüssel: die Dinger liessen sich nicht lösen. Ich war der Verzweiflung nahe. Mit den Pedalen würde mein Rad nicht transportiert werden. Also auf zur nächsten Tankstelle. Die erste hatte geschlossen und im Hinterhof einer Spedition hatte ich auch kein Glück. Es war ein Rennen mit der Zeit. An einer der zahlreichen Tankstellen wollte mir ein Autofahrer mit seiner bescheiden Ausrüstung helfen und die Uhr tickte immer weiter und ich immer nervöser. Wirklich im letzten Augenblick, ich war gerade dabei aufzugeben, sah ich eine Autoreparaturwerkstatt, dessen Monteur gerade damit beschäftigt war, den Rollladen herunter zu kurbeln. Ich fragte ihn bittend (mit Hundeäugchen), ob er nicht noch meine Pedale lösen könne. Unter dem Motto: „Kein Problem für einen mexikanischen Supermonteur“ und mit geschwellter Brust suchte er nach dem passenden Schlüssel in seinem armseligen Werkzeugkasten. Sein älterer Chef, der aus Peru stammte und schon viele Jahre hier lebte, schaute aus einiger Entfernung dem Schauspiel zu. Ein Schlüssel nach dem anderen wurde entweder verbogen oder gleich ausgerissen. Dicke Schweissperlen standen dem Monteur auf der Stirn. Jetzt kam er mit schwereren Geschützen angefahren. Mein Rad wurde mit einem Pressluftschlüssel massakriert und das Resultat war ein gebrochener Schlüssel. Ich war schon lange zum Aufgeben bereit, aber nicht der Monteur! Aufgeben gab es bei ihm wohl überhaupt nicht. Nach über einer Stunde harter Arbeit ging er zu einem Nebenraum. Ich war der festen Überzeugung, dass er jetzt mit einer Stange Dynamit auftauchen würde. War aber nicht so, nur im Gesicht lächelnd, hielt er einen brandneuen Gabelschlüssel in der Hand. Mit einem Verlängerungsrohr und dem Schlüssel waren die Pedale nach weiteren 10 Minuten gelöst. Wenn ich die Arbeitszeit in Betracht zog, sah ich zurecht 100\$ aus meinem Portemonnaie flattern. Ich fragte den Chef, was ich zu zahlen hätte und er sagte „nichts“. Da war ich also platt, in einem Land des Business so was zu erleben. Ich gab dem ausserordentlich freundlichen Mexikaner 20\$ Trinkgeld.

Schliesslich hatte er die mexikanische Mechanikerehre bravourös verteidigt und ich meine Pedale gelöst. Wow, war ich froh...

Rechtzeitig erschien der Bus am frühen Morgen in Richtung Bahnhof. Ich klappte den Fahrradträger, der sich im Frontbereich des Busses befand, herunter und befestigte mein Fahrrad darauf. Der Bus schlängelte sich durch den dichten Verkehr und die nicht endenden Häusermassen. Nach 45 Minuten Fahrt hatten wir den Amtrak Hauptbahnhof erreicht. Mit Gepäck und Rad ging es durch die imposante Eingangshalle und an den Schaltern vorbei zum Lift, 2 Stockwerke hoch durch einen langen Gang. Dort musste man klingeln und die Türe wurde einem geöffnet. Im Verpackungsraum wurde einem ein Karton ausgehändigt und man konnte mit dem Verpacken beginnen. Danach zahlte ich 15\$ für die Schachtel und 5\$ fürs Handling und ich war mein Rad los. Ich war froh, dass alles so reibungslos abgelaufen war und kaufte anschliessend einen grossen Kaffee und 2 noch grössere Hefeschnecken. Ich hatte zuvor noch nie so grosse Dinger gesehen (einfach „big“). Danach telefonierte ich der Elisabeth, die meinem schwer erreichbaren Bruder Gerd informieren sollte, mich in Martinez abzuholen.

Am Bahnsteig standen beim wartenden Zug mindestens 5 Zugbegleiter und -innen. Ich wurde mit meinem schweren Gepäck und dem Ticket und Pass in der Hand von einer wartenden Schlange, die vor den einzelnen Türen stand, zur anderen verwiesen, bis sich eine Zugbegleiterin erbarmte und ein Kreuzchen in ihrer Liste machte und mir einen Platz zuwies. Etwas genervt liess ich mich in die weichen Polster fallen. In Gedanken stellte ich mir vor, wie das wohl in Europa aussehen würde, wenn der Personenverkehr im gleichen Ausmass abgewickelt würde. Erst einmal könnten nur die Hälfte der Züge eingesetzt werden und

unendliche Warteschlangen würden auf einen Sitzplatz hoffen. Mit 15 Minuten Verspätung setzte sich dann der Zug um kurz vor 10 Uhr träge in Bewegung und rollte aus dem Bahnhof. Mir stand jetzt eine Bahnfahrt bevor, die 14 Stunden dauerte. Auf die Kilometer umgerechnet würde das heissen: von Zürich nach Hamburg mindestens 24 Stunden.

Ich hatte mich jedoch bald wieder beruhigt und genoss die herrliche Aussicht. Bald erkannte ich auch einige Teilstrecken, auf denen ich mit dem Rad lang gefahren war und konnte sagen: „ach, da ist ja der Zeltplatz wo Du wild übernachtet hast“. Es lief alles wie ein alter, spannender und bekannter Film ab. Bei der geringen Geschwindigkeit des Zuges hatte man wunderschöne Ausblicke auf die einzelnen Buchten und Klippen und genügend Zeit, sie sich in aller Ruhe anzuschauen. Ach, noch etwas: Es war verboten, während der Fahrt auszusteigen, um für die Frau oder Freundin ein Blumensträusschen zu pflücken.

Mein Sitznachbar (ein älterer Herr) erzählte mir, dass er in LA lebt und er jetzt seine Tochter und seinen kleinen Enkel in San Jose besuchen würde. Er reiste das erste Mal mit diesem Zug. Bei jedem Halt auf der offenen Strecke wurde er ein bisschen nervöser. Er hatte gehört, dass ein Zug im Norden der Staaten sich mal 12 Stunden verspätete. Ich konnte mir das ohne weiteres vorstellen bei dieser unprofessionellen Abwicklung beim Einsteigen. Da sind bei einem grösseren Ansturm von Reisenden locker mal 12 Stunden zusammen. Jedes Mal wenn die Bremsen zischten sprang er auf und sagte: „jetzt hält er schon wieder“. Mit der Zeit gehörte diese Reaktion zu jedem Bremsmanöver dazu. Die einzelnen Stopps waren jedoch im Fahrplan mit einkalkuliert, denn die ganze Strecke ist nur einspurig und es gibt nur wenige Ausweichstellen. Zudem hat der Güterverkehr Vorfahrt.

Gegen Abend wurde die Strecke etwas langweilig und ich machte ein bisschen die Augen zu und döste. Wie auch mein Sitznachbar, erreichte ich Martinez pünktlich auf die Minute kurz nach Mitternacht. Ich stieg aus dem Zug und ich war der einzige Passant weit und breit. Zuerst suchte ich mein Radbox, die ich nach längerem Umherirren endlich fand. Anschliessend sah ich meinen Bruder. Ein Stein fiel mir vom Herzen. Also ist es der Elisabeth doch gelungen, eine Verbindung mit Gerd herzustellen. Leider hatte er nur sein kleines Auto dabei und wir mussten damit erst nach Concord fahren und das grosse Auto holen, um die riesige Kiste aufzuladen. Müde übernachtete ich anschliessend bei Gerds Freundin Margarita.

Ich hatte am Ende meiner Radtour 8189 Kilometer auf dem Fahrradcomputer

Die Rückkehr in die Heimat

16.-19. Woche, 4. - 20. September 2006

Ich erlebte noch schöne 14 Tage in Richmond bei meinem Bruder oder bei seiner Freundin in Concord. Ich fuhr noch einmal alleine und einmal mit Gerd nach San Francisco, besuchte mit ihm seine Gesangsvereine und ging des öfteren zu Partys bei Margarita und anderen Bekannten von Gerd.

Die Tage vergingen schnell und ich traf Vorbereitungen für den Rückflug. Bei einer Fahrt zu in einem Supermarkt fragte ich Gerd, um was für ein grosses Gebäude an der Strasse es sich handeln würde, das keine Fenster besass. Er meinte, dass es die neue Highschool von Richmond sei. Und warum keine Fenster? Die Kinder schlagen immer die Fenster ein und darum hatte der Architekt keine eingeplant, meinte er. „Was für eine Welt“ dachte ich im stillen.

Am Dienstagmorgen, den 19. September 2006 fuhren wir um 4 Uhr zum Flughafen. Für den Transport meines lädierten Rades musste ich 90\$ bezahlen. Mit dem E-Ticket in der Hand ging es durch diverse Sicherheitsschleusen zum Flugzeug, das rechtzeitig nach New York abhob. Eine Stewardess fragte mich, was ich denn trinken wolle. Ich sagte „red wine, please“ und sie „5\$“. Wauu... das wird aber ein teurer Heimflug!!

In New York ging es nach der Landung erneut durch endlos scheinende Gänge zum Flugzeug, das mich weiter nach Zürich bringen sollte. In letzter Minute war ich im Flugzeug und sass, was sich im Laufe des Fluges herausstellte, neben einer Stewardess, die in die Nähe von München wollte. Gaby, so hiess sie, war schon 15 Jahre bei der Fluggesellschaft und hatte dadurch viele Freiflüge. Ständig war sie auf den Beinen, uns neue Weinfläschchen zu bringen. Plötzlich kam sie noch mit einer grossen Platte mit Käse und Obst. Ich glaube, sie machte Ihren Job gerne und musste ihn auch in ihrer Freizeit ausüben. Nach der 7. Flasche

Rotwein konnte ich nicht mehr und war satt. Als Resümee: Ich hatte noch nie in meiner Flugkarriere einen so kurzweiligen Flug! Denn als ich die Augen zu machen wollte, wurde schon der Sinkflug eingeleitet.

Und nun noch was über amerikanische Klischees, was ich auf einer Internetseite las:

„Neulich waren wir mit dem Roller im kleinen Ort Bishop, Kalifornien, unterwegs und wurden von einer Polizeistreife nach bester amerikanischer Manier gestoppt. Hinter uns jaulte eine Sirene auf, die uns unmissverständlich zu verstehen gab: rechts ran, anhalten, Hände an den Lenker, Maul halten. Ich schwöre: das Aufjaulen dieser Sirene allein lässt Dich um mindestens 10 Zentimeter schrumpfen. Aus dem stattlichen Polizeiwagen stieg ein Sheriff heraus, als würde irgendwo hinter einem Gebüsch versteckt die Kamera von Roland Emmerich laufen: Kaugummi kauend, Spiegelbrille im Gesicht, ein furchterregendes Waffenarsenal um die Hüfte gebunden, O-Beine. Nach einer kurzen, formellen Begrüßung ging's in beherrschendem Ton, der keinerlei Widerspruch zulässt, zur Sache. Folgende Vergehen wurden uns vorgeworfen:

- unerlaubtes Fahren eines nicht in den USA registrierten motorisierten Gefährts
- unerlaubtes Befahren des Pannestreifens
- unerlaubtes Befahren eines 45 mi/h Highways mit einem untermotorisierten Gefährt
- unerlaubtes Unterwegssein ohne mitgeführtem Reisepass

Au Backe, schoss es uns instinktiv durch den Kopf! Natürlich hätten wir bei dem einen oder anderen Punkt vorsichtig Widerspruch anmelden können (z.B.: „Entschuldigen Sie, Herr Officer, aber wir hatten ja keine Ahnung, dass sich das Schild „speed limit: 45 mi/h“ in dieser Region auf die minimale, und nicht auf die maximale Geschwindigkeit bezieht!“), aber das will sehr genau überlegt sein in einem Land, wo Uniformierte jeder Art einen Respekt genießen, von der jede Politesse in der Leopoldstrasse nur träumen kann. Wir beugten uns statt dessen ehrfurchtsvoll dem Hüter des Gesetzes und wurden gönnerisch belohnt: Clint E. (ich nenn ihn jetzt mal so) zog sich in seinen Wagen zurück, sprach etwas in sein Funkgerät, machte Notizen, raupte sich die Haare, sprach noch mal ins Funkgerät und stieg schliesslich wieder aus, setzte eine strenge, aber versöhnliche Mine auf und meinte, er würde es diesmal bei einer mündlichen Verwarnung belassen, wir sollten in Zukunft zu unserer eigenen Sicherheit das Gesetz befolgen und die Nationalhymne sollten wir auch auswendig lernen (nein, sagten sie nicht – hatten wir das nicht schon mal?). Dann wünschte er uns noch eine gute Reise und rauschte kaugummikauend in seinem Polizeischlitten davon. Einmal abends am Lagerfeuer saßen wir mit zwei Deutschen zusammen und plauderten so über die USA, und einer meinte, dass sich auf seiner Reise durch dieses Land nach und nach alle Klischees als unzutreffend herausstellten. Dem stimme ich nur teilweise zu. Tatsächlich trifft gleichzeitig genau das Gegenteil zu: ich finde, viele dieser Klischees erfüllen sich nicht nur, sondern werden geradezu gepflegt von den Menschen hier: Polizisten treten tatsächlich martialisch auf und tragen verspiegelte Sonnenbrillen, und genau so gefallen sie sich. Bedienungen sind tatsächlich gutgelaunt und stellen sich erst einmal mit Namen vor, ehe sie die Bestellung entgegennehmen. Der Nachbar auf dem Campingplatz ist tatsächlich leidenschaftlich patriotisch und erfrischend locker. Im Supermarkt an der Kasse werden Dir die Lebensmittel von einem Angestellten in Tüten verpackt, von dem man tatsächlich meinen könnte, es mache ihm Spass. An jeder Strassenecke röhrt tatsächlich ein bedrohlich aufgemotzter Pickup und Du kannst darauf wetten, dass der Besitzer einen Kinnbart trägt und wilde Tattoos seinen muskelbepackten Oberarm schmücken. Das Leben hier scheint eine Bühne zu sein (wo sonst, wenn nicht in den USA, könnte ein Arnold Schwarzenegger eine solche politische Karriere hinlegen). Es folgt einem simplen Drehbuch, in dem jeder einzelne seine Rolle spielt und in dem sich die Welt als gut oder böse, richtig oder falsch, schön oder hässlich darstellt! Schwarz/Weiß ist die Devise, mit Grautönen scheint sich der Amerikaner nicht begnügen zu wollen. Einerseits nervt das manchmal gewaltig (eben dann z.B., wenn selbst die Politik solch einem einfach gestrickten Denkmuster folgt), andererseits schafft es diesen herrlich klaren, berechenbaren, unverkrampften Umgang miteinander. Ich glaube, in dem Masse, wie die Gesellschaft hier einen gewissen Hang zur Hysterie pflegt, pflegt der einzelne eine Leichtigkeit, von der wir uns gelegentlich etwas abschauen könnten“.

Meine Reise durch die USA in den vergangenen Monaten ist so entspannt, sicher und reibungslos verlaufen. Ich erlebte grandiose Szenerien und unvergleichliche Naturspektakel. Ich begegnete Menschen, die gastfreundlich, herzlich und nicht selten rührend bemüht waren, ihr Land in einem besseren Licht darzustellen, als es im Augenblick von aussen wahrgenommen wird.

Kein Zweifel: Die USA ist ein großartiges, beneidenswertes Land. Seine Menschen sind trotz dieser übergeordneten Neigung zur Hysterie bemerkenswert optimistisch, mit einer geradezu instinktiv positiven Haltung zum Leben und seinen Möglichkeiten.